



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der Domherr

historischer Roman

Temme, Jodocus Donatus Hubertus

Leipzig, 1867

Zweites Kapitel. Nachrichten vom Kriegsschauplatze und wie es unterdeß
in deutschen Landen aussieht.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-53954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-53954)

Zweites Kapitel.

Nachrichten vom Kriegsschauplatze und wie es unterdeß in deutschen Landen aussieht.

Etwa drei Viertelstunden von Hofgeismar entfernt liegt in einer jener engen Bergschluchten, durch welche die Diemel fließt, eine alte Sägemühle, deren Räder von dem Flusse getrieben werden. Underthalbhundert Schritt von der Mühle entfernt liegt ein neues Haus — es war wenigstens im Jahre 1815 noch neu — umgeben von einem freundlichen Gärtchen und einem Rasenplatz, der sich bis an die Diemel erstreckt. Das Haus ist halb verborgen von krausen Obstbäumen; den Rasenplatz fassen schattige Linden und an dem Ufer des Flusses dichte Weidenbäume ein. Haus und Garten und Rasenplatz liegen in der Mitte der engen Schlucht und sie liegen dort reizend zwischen den hohen, steilen, mit dunkler Laubwaldung bedeckten Bergen und an dem klaren Flusse, der tief und rauschend zwischen ihnen hinströmt.

Mühle und Haus gehören einem und demselben Besitzer. In dem Hause wird eine Wirthschaft betrieben. Der Müller hat diese Wirthschaft für die Dauer der Badesaison in Hofgeismar an einen Wirth aus Kassel verpachtet, der jeden Sommer mit allem Apparat für den Comfort eines Gast- und Kaffeehauses hinzieht.

Die Dahlheimer Sägemühle ist bekanntlich der anmuthigste Vergnügungsort für die elegante Badewelt in Hofgeismar. Sie wird täglich von dem Badeorte aus besucht, zu Fuße, zu Wagen, zu Pferde, und es mag selten ein Tag vergehen, an dem nicht gemeinschaftliche Partien dahin gemacht werden.

Sie liegt auf jener Strecke, auf welcher die Diemel Preußen und Kurhessen scheidet, an deren linkem Ufer, also auf kurhessischem Gebiete.

Am zweiten Tage nach den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten saß auf einer Bank vor dem freundlichen Hause in dem Schatten eines großen Birnbaums ein hübsches junges Mädchen. Sie schien eine Kellnerin des Hauses zu sein. Sie war mit Stricken beschäftigt.

Es war noch sehr früh am Nachmittage, kaum zwei Uhr. Da waren noch keine Gäste auf der Sägemühle und auch sobald noch keine zu erwarten. Die Badegäste haben überall des Vormittags vollauf mit Baden und Brunnentrinken zu thun und mit dem, was dazu gehört.

Dann müssen sie mit Bequemlichkeit ihr Mittagsmahl genießen, und nun erst dürfen sie an ihre Landpartien denken.

In jenem Jahre 1815 war überdies das Bad zu Hofgeismar nur sehr spärlich besucht.

Was damals in Deutschland Mannesmuth hatte, wenn auch erst die Kräfte des Knaben, war in jenen gewaltigen Heereshaufen über den Rhein gezogen, den deutschen Erbfeind noch einmal niederzuwerfen; Männer, Jünglinge, Greise, Knaben, selbst schwache Weiber hatten sich ihnen zugesellt. Die nicht mitziehen konnten, waren nur in um so bangerer Sorge um die Lieben zurückgeblieben, die sie in allen Beschwerden und Gefahren eines schweren Kriegs wußten.

Das war keine Zeit für ein fröhliches, lustiges Baderleben.

Die Leere des Bades Hofgeismar wirkte auch auf den Besuch der Dahlheimer Sägemühle zurück.

Dennoch war von dieser Alles auf Gäste eingerichtet. Die Pfade des Gärtchens waren frisch mit weißem Sand bestreut, in den Lauben standen Tische und Bänke geordnet. Der große grüne Rasenplatz war vor wenigen Tagen gemäht; das Gras hatte so eben wieder seine zarten spitzen Hälmschen bekommen; man sah darüber hin, als wenn es der feinste Sammt wäre. Rund um den

Platz herum unter den Linden und Weiden, die ihn umgaben, waren ebenfalls in bester Ordnung weiß und blank geschleuerte Tische mit Stühlen und Bänken aufgestellt. Das Alles war so freundlich in der hellen Mittagssonne und in dem Schatten unter den Bäumen, in der engen Schlucht zwischen den hohen, steilen Bergen, in der tiefen Stille, die in der ganzen Schlucht herrschte; man vernahm keinen Laut als das Rauschen der vorbeifließenden Diemel, die Sägemühle hinten stand während der Mittagszeit still, und selbst die Vögel in Berg und Wald schienen ihre Mittagsruhe zu halten. Nur ein munterer Ruf rief zuweilen oben auf dem Berge, als wenn er seine trägern Kameraden herausfordern wolle, erhielt aber keine Antwort.

Die hübsche junge Kellnerin saß bei ihrer Arbeit, die ja nur eine fast mechanische Beschäftigung ihrer Hände war, in tiefen Gedanken. Auf die Tische, Bänke und Stühle und darauf, ob sonst Alles ordentlich und sauber sei, hatte sie wohl schon vorher die Blicke gerichtet; sie konnte auf der Bank vor dem Hause Alles, beinahe die ganze kleine Schlucht übersehen. Die klaren hübschen braunen Augen schweiften weiter über den Strom, über die Berge jenseits hinüber, nach links, nach Westen hin. Die klaren Augen wollten ihr dabei trüber werden. Seufzer wollten sich der jugendlichen Brust entringen.

Sie mußte mit ihren Gedanken in die Nähe zurückkehren.

Das Knallen einer Peitsche wurde laut, gleich darauf das Rollen eines Wagens. Es war noch jenseits der Schlucht, rechts vom Hause, wohin die Diemel abfloß. Der Weg von Hofgeismar mündete dort in die Schlucht. Der Wagen, den man hörte, mußte von dem Bade kommen.

Eine offene Equipage fuhr nach wenigen Augenblicken in die Schlucht. Ein einzelner Herr saß darin, ein kleiner alter Herr mit lebhaften, blitzenden Augen, mit grauem, krausem Haar; das Domherrnkreuz trug der Domherr von Achen immer auf der Brust.

Der Wagen fuhr vor dem Hause vor; der Domherr sprang heraus.

Er sah sich mit ein paar kurzen schnellen Blicken Haus und Umgebung an.

Dann wandte er sich zu der Kellnerin, die sich von der Bank erhoben hatte und, Befehle erwartend, da stand.

„Das ist ja Alles neu und hübscher hier geworden.“

„Das Haus ist im Frühling vorigen Jahres neu gebaut“, sagte ihm die Kellnerin.

„Ich meine nicht blos das Haus“, erwiderte der Domherr.

Er zeigte auf das Gärtchen, auf den Rasenplatz.

„Und auch die Kellnerin!“ sagte er dann galant.

Das Mädchen wurde roth.

„Nun, nun“, sagte der Domherr, „zu schämen brauchen Sie sich nicht; wenn man jung ist, muß man hübsch sein.“

„Befehlen Sie etwas?“ fragte das Mädchen.

„Um, ich bitte um eine Tasse Kaffee und für meinen Kutscher um einen Schoppen Wein und um Brod und Käse, soviel er will.“

Das Mädchen wollte in das Haus gehen, um das Verlangte zu besorgen. Sie wurde aufgehalten.

Oben in der Gegend der alten Sägemühle wurde an dem jenseitigen Ufer der Diemel eine Stimme laut.

„Hol' über!“ wurde gerufen.

Gleich oberhalb der Mühle war eine Fährstelle. In einer kleinen Bucht lagen dort zwei kleine Rachen und ein etwas größerer Kahn zum Uebersetzen von dem einen Ufer zu dem andern. Sie waren aber nur zum Uebersetzen von Menschen bestimmt. Die Fähre gehörte zur Mühle.

Die Kellnerin hatte gestutzt, als sie den Ruf hörte, wie wenn sie eine bekannte Stimme vernommen habe. Sie hemmte den Schritt, den sie schon zum Hause gelenkt hatte; dann sprang sie rasch ein paar Schritte zur Seite. Sie hatte dort den Blick nach der Fährstelle frei.

„Er ist's!“ rief sie.

Ihr hübsches Gesicht war dunkelroth geworden, aber die lebhafteste Freude, die man im ersten Augenblicke darin sah, machte bald einem bekümmerten Blicke Platz. Sie stand einen Augenblick schwankend, sah auf den Domherrn, wieder zu der Fährstelle.

„Gehen Sie nur erst dahin, ich habe Zeit!“ sagte der Domherr.

Aber sie hatte sich anders besonnen, sie flog in das Haus.

Der Domherr setzte sich unter einen der Lindenbäume an dem Rasenplatz.

Der Kutscher, der ihn gefahren hatte — es war ein Lohnkutscher des Bades — trat zu ihm.

„Der gnädige Herr wollte mir seine Befehle ertheilen.“

„Ja, ja. Man kann von hier nach Ovelgönne nicht fahren?“

Nach Ovelgönne wollte der alte Herr also. Morgen oder übermorgen, hatte er ja der Mansfoll Karoline versprochen. Er hatte doch bis übermorgen warten können, vielleicht warten müssen. Fräulein Gisbertine hatte vielleicht anderweite Befehle für ihn gehabt.

„Nur in einer Bergchaise“, antwortete ihm der Kutscher „und ich wüßte nicht, wo Sie die hier in der Nähe finden sollten.“

„Da ist also noch Alles beim Alten geblieben!“ bemerkte der Domherr.

„Im Gebirge verändert sich wenig, Euer Gnaden. Und jetzt, da wir hier wieder hessisch und die dort drüben wieder preussisch geworden sind, wird noch weniger geschehen.“

„Warum das?“

„Wegen des Schmuggelns, Euer Gnaden. An der preussischen Grenze sind sie gewaltig streng. Da steht hinter jedem Busch ein Grünrock mit Büchse und Säbel, und je besser und fahrbarer also die Wege wären, desto mehr Grenzwächter müßten da sein.“

„Mitten in Deutschland!“ sagte der Domherr für sich.

„Ja, ja, Euer Gnaden“, sagte der Kutscher. „Unter den Franzosen war doch wohl Manches besser, wenigstens hier in Kurhessen; da war kein Zopf, da regierte kein Stock. Nun, und in Preußen —“

„Schweigt von Preußen“, rief der Domherr.

„Nun, nun, Euer Gnaden, ich komme zuweilen hin. So erschrecklich zufrieden sind die Leute auch da nicht mit dem neuen Regiment. Wenn sie auch den alten Zopf von Anno sechs nicht wieder bekommen haben, der Stock und die Peitsche dazu sind doch wieder da, der Stock für die Soldaten und die Peitsche für die andern ehrlichen Leute. Euer Gnaden müssen es ja wissen, Sie sind ja da zu Hause.“

Der Domherr schwieg.

Der Kutscher aber, der einmal im Zuge war, fuhr fort, und der Domherr ließ ihn fortfahren.

„Und nun diese Grenzwachen und Zollsperrren und Zollwächter und Zolljäger, von denen wir früher unter dem fremden Regiment auch nichts wußten! Die Franzosen hatten wohl ihre Douanen an den Grenzen, aber ihre Grenzen waren doch nicht mitten in Frankreich. Hier sind sie mitten im Herzen des deutschen Landes, und sie zerreißen dem Lande das Herz nicht ein- oder zweimal, sondern fünfzig- und hundertfach. Nehmen Sie auch da nur wieder Ihr Preußen. Ich komme als Kutscher mit den fremden Bادهerrschaften viel und weit herum, und da habe ich es selbst oft genug erfahren. Ihr Preußenland allein sperrt mit seinen Zollgrenzen sich ab gegen wenigstens zwölf deutsche Länder, aus denen ihm nichts hereingebracht werden darf, wenn nicht schwere Zölle dafür bezahlt werden. Da müssen sie dann in Preußen Alles theurer bezahlen als anderswo. Das wollen die Leute natürlich nicht gern, besonders wenn sie sehen, wie ihre Nachbarn die Sachen besser und wohlfeiler haben. Da blüht dann überall der Schmuggel und der Schmuggelhandel, und der Krieg und die Hezjagd an den Grenzen hören nicht auf. So ist es auch an der hessischen Grenze und gerade hier in dieser Gegend,

wo die Berge den Schmugglern so manchen Versteck bieten, den die weither kommenden Grenzwächter nicht kennen, und die Diemel das Entkommen leichter macht. Es werden doch noch immer genug arme Menschen erschossen, und ebenso viele, die mit dem Leben davonkommen, werden auf der Hetzjagd eingefangen und müssen dann für Jahre in das Zuchthaus, und aus den Zuchthäusern kommen nur Spitzbuben zurück. Hier an dieser Grenze will nun, wie man hört, die preußische Regierung der Geschichte ein Ende machen; es ist ihnen gerade hier in der neuern Zeit doch zu arg geworden. Da ist denn vor ein paar Tagen ein Regierungsrath aus Minden herübergekommen, der reist in den Bergen und Schluchten herum, sieht sich Alles an, hat neue Instructionen für die Grenzüger mitgebracht, gar auch verstärkte Mannschaft, wie es heißt, setzt sich sogar mit den hessischen Grenzbehörden in Verbindung, daß diese mit den preußischen Hand in Hand gehen sollen, und so hofft man den Schmuggel in dieser Gegend ganz auszurotten. Du lieber Gott, jeder Mensch will so gut und so wohlfeil leben, wie er eben kann, und solange die Zölle bestehen, wird der Schmuggel bestehen. Was der Herr Regierungsrath aus Minden fertig bringt, wird nichts Anderes sein, als daß das Jahr ein paar Duzend Menschen mehr todt geschossen und noch mehr arme Familien unglücklich werden. Aber weiß der

gnädige Herr, was bei dem Allem noch das Allerschlimmste ist?"

Der Domherr antwortete auf die Frage nicht. Er hatte seine Blicke den Strom hinauf nach der alten Sägemühle gerichtet, und dort schien etwas seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu haben.

Der Kutscher fuhr dennoch fort:

„Das Schlimmste ist, daß Preußen seine Grenzen so nur hauptsächlich gegen die deutschen Länder abschließt. Dahinten an der russischen Grenze soll es ganz anders sein; da sollen im Gegentheil die Russen ihre Grenze gegen Preußen absperrern, und die preußische Regierung soll mit der russischen sogar einen Vertrag geschlossen haben, durch welchen das ausdrücklich so festgestellt ist und die armen preußischen Einwohner selbst für das Salz dreimal so viel bezahlen müssen, als es in Rußland kostet, und —“

Der Domherr unterbrach den Redefluß des Kutschers.

„Ich denke, wir haben nun genug von der Geschichte gesprochen. Ihr wolltet meine Befehle holen. Ihr wartet hier auf mich, bis ich zurückkomme.“

„Der gnädige Herr will also zu Fuß nach Dvelgönne?“

„Ja!“

„Der gnädige Herr kennt den Weg?“

„Ja!“

Der Kutscher zog sich zurück.

Der Domherr konnte ungestört dem Anblick folgen, der sich ihm darbot.

Die hübsche Kellnerin hatte ihm seinen Kaffee gebracht und Wein, Brod und Käse für den Kutscher auf einen Tisch seitwärts am Hause gestellt. Sie war dann stehen geblieben, um nach der Fähre zu schauen.

Das Uebersetzen erforderte Zeit. Die Nachen lagen am diesseitigen Ufer. Da mußte der Fährmann zuerst einen losbinden, hinüberfahren, drüben einsteigen lassen, wieder zurückfahren.

Die Kellnerin mußte lange warten.

Endlich kam Jemand um die Mühle herum, langsam, beschwerlichen Schrittes.

Es war ein langer, hagerer, ärmlich gekleideter Mann, er ging lahm und darum auch, so langsam und beschwerlich. Das eine Bein war ihm viel kürzer als das andere; dennoch, wenn er auch auf dem kürzern Beine stand, schien er noch seine sechs Fuß zu messen. Er hatte ein fränkliches, leidendes Aussehen und schien die Mitte der vierziger Jahre überschritten zu haben. Er ging auf das Haus zu. Die Kellnerin hatte er nicht gleich gesehen.

Aber sie sah ihn, das frische Gesicht röthete sich lebhafter und sie stürzte fort, auf den langen, lahmen, lei-

denden Mann zu, umfing ihn mit ihren Armen und rief: „Vater! Vater!“ und vergaß alles Andere.

„Hm, wie die Karoline!“ sagte der Domherr für sich. „Und Dame Gisbertine?“

Das Mädchen führte den lahmen Mann in eine Laube des Gärtchens dicht am Hause. Sie war dort mit ihm allein und doch für ihren Dienst immer bei der Hand. Sie war so glücklich; sie mußte ihn lange nicht gesehen haben; sie war so traurig, daß sie ihn so leidend wieder sah; sie war so zärtlich, denn sie trat auf die Seite des lahmen Fußes und legte seinen Arm in den ihrigen, daß er sich im Gehen auf sie stützen konnte.

Der lahme Mann freute sich ihres frischen, blühenden Aussehens.

Als beide sich recht ausgefreut haben mochten, flog das Mädchen flink aus der Laube in das Haus; nach wenigen Minuten war sie wieder da mit Kaffee und Milch und Zucker und Zwieback und dabei zwei Tassen, wie wenn zwei Gäste zwei Portionen Kaffee bestellt hätten. Sie trug es in die Laube zu ihrem Vater; sie setzte sich zu ihm; sie schenkte ihm, sie schenkte sich ein; der arme kränkliche Mann sollte sich einmal etwas zu gute thun, und damit es ihm recht gut thue, trank sie mit ihm.

Sie konnte nur nicht lange bei ihm bleiben.

Es kamen neue Gäste, zwei Handelsjuden mit breiten

runden Geldstagen um den Leib, mit listigen Gesichtern, deren Uebermuth der vollen Geldstagen sich bewußt war.

„Wirthschaft!“ riefen sie.

Die Kellnerin mußte zu ihnen eilen.

„Kaffee!“ befahl der eine.

„Gotts Wunder“, rief der andere, „wer wird trinken heißen Kaffee bei dieser Hitze? Wir trinken Wein.“

„Wirst Du ihn bezahlen?“

„Kann ich es doch! Also Wein, Jungfer, bringe Sie Wein. Ein ganzes Maß gleich und auch eine Flasche Schnaps und vier Gläser! Wir erwarten Gesellschaft.“

Und nun befahl auch der erste, der nur hatte Kaffee trinken wollen; er verlangte Brod und Butter und Käse und Fleisch.

Und wie das Mädchen ging, Alles zu besorgen, hörte sie drüben vom andern Ufer, hinten an der Fähre, schon wieder ein „Hol' über!“ rufen; es kamen also neue Gäste, die sie dann wieder bedienen mußte. Ihre Freude war für den Augenblick, vielleicht für längere Zeit dahin. Sie ging verdrießlich zu der Laube, sich und den Vater zu vertrösten; dann machte sie ihre Besorgungen.

Der lahme, kränkliche Mann saß so allein und traurig da.

„Hm, hm“, sagte der Domherr, und er stand auf und ging näher zu der Laube, um sich den Mann näher zu ansehen.

Der Mann fiel ihm auf, schien ihm interessant zu werden.

Die ärmliche Kleidung war keine bäuerliche der Gegend; das Gesicht des Mannes hatte feine, intelligente Züge; es war so leidend, so tief und traurig nachdenklich; der Mann war so riesig groß, so hager und dürr und dabei lahmt er.

Der Domherr kehrte zu seinem Tische zurück, nahm seine Tasse Kaffee und ging damit zu der Laube.

„Ist's erlaubt?“ sagte er.

Damit setzte er seine Tasse Kaffee auf den Tisch und sich auf die Bank zu dem lahmen Mann.

Der Mann zog höflich seinen Hut, rückte ein wenig und sagte:

„Es ist ja Platz hier!“

„Richtig“, sagte der Domherr. „Und darum sollten Sie nicht rücken. Wenn nachher Ihr Kind zurückkommt, rücke ich, oder ich gehe auch ganz. Ihr Kind hatte eine rechte Freude, Sie wiederzusehen. Es that mir wohl. Sie hatten sie wohl lange nicht gesehen?“

„Seit zwei Jahren nicht.“

„Sie sind hier in der Nähe zu Hause?“

„Ich bin Schulmeister in Heimsen, drüben im Preussischen, eine Stunde von hier.“

„So, so, Schullehrer! Und wo war Ihre Tochter in den zwei Jahren?“

„Hm, Hochwürden —“ sagte der Mann.

„Ja, Sie kennen mich, Herr Schulmeister?“

Der Schulmeister zeigte schweigend auf das Domherrnkreuz.

„Ja so! Nun, was wollten Sie mir sagen?“

„Zuerst, Hochwürden, daß das Mädchen nicht meine Tochter ist.“

„Sie nannte Sie doch Vater und freute sich wie ein Kind, das seinen Vater wieder sieht.“

„Und auch ich freute mich wie ein Vater, der seine Tochter wieder sieht. Ich liebe sie auch wie mein Kind, und ich habe sie — aber das wäre eine lange Geschichte.“

„Könnten Sie sie mir erzählen?“

Der Schullehrer sann einen Augenblick nach. Auf die Frage antwortete er nicht.

„Hochwürden“, sagte er, „wünschten zu wissen, wo das Mädchen in den zwei Jahren war. Sie war Kellnerin bei dem Wirth in Kassel, der für diesen Sommer die Wirthschaft hier auf der Sägemühle gepachtet hat.“

„Und sie hatte Sie in der ganzen Zeit nicht besucht?“

„Das kostet Zeit und Geld, die solch ein armes Mädchen nicht übrig hat. Seit zehn Tagen ist sie hier. Vor fünf Tagen konnte sie es mir erst sagen lassen. Heute konnte ich sie erst besuchen. Ich habe auch nicht immer Zeit.“

„Und die lange Geschichte?“ fragte der Domherr doch noch einmal.

Der Schullehrer sann noch einmal nach.

In dem Gesicht des Domherrn war so klar die Gutmüthigkeit zu lesen. Kirche und Schule, wenn sie recht und echt sind, gehören doch nun einmal zusammen.

„Wenn sie Sie interessirt“, sagte er.

„Gewiß, Herr Schulmeister.“

„Aber ich muß weit ausholen.“

„Das pflegt man bei langen Geschichten zu müssen.“

„Ich war zuerst Soldat —“

„Mit Ihrem lahmen Fuß?“

„Ja und nein. Ich war schon in meinem achtzehnten Jahre so groß gewachsen, wie Sie mich jetzt sehen; ich war noch größer; ich lahnte noch nicht; ich maß sechs Schuh und fünf Zoll. Mein Vater war Schullehrer im Ravensbergischen. Ich sollte sein Nachfolger werden; dann konnte ich auch nicht zum Soldaten ausgehoben werden. Ich wurde in ein Seminar geschickt, nach Bielefeld. Das war mein Unglück. In der Stadt lag eine Garnison. Zu ihrer Inspicirung kam einmal ein General aus Berlin hin. Er sah mich. Der muß zur Garde nach Potsdam, war das erste Wort, das er zu den Offizieren gesagt hatte. Er ist im Seminar, er braucht nicht zu dienen, wurde ihm erwidert. Der General hatte dazu

gelacht. Nach vierzehn Tagen kamen zwei Unteroffiziere in das Seminar, holten mich mit Gewalt heraus und brachten mich im Postwagen nach Potsdam. Dort wurde ich in das erste Garderegiment gesteckt, und zwar in die erste Compagnie, in der die größten Menschen waren. Ich war so groß, daß ich im ersten Gliede nicht zu den Kleinern gehörte. In Bielefeld hatte ich keinen Menschen sprechen, über die Gewalt, die gegen mich verübt war, keine Klage führen können; auch unterwegs im Postwagen konnte ich es nicht. In Potsdam war es noch weniger möglich; ich kam nicht aus der Kaserne. Nach vierzehn Tagen sollte ich mit andern neuen Rekruten dem Könige vorgestellt werden. Der König hatte die bekannte Leidenschaft für große Menschen in seiner Garde. Du nimmst dir doch ein Herz und sagst ihm Alles, war mein Voratz. Aber unser Hauptmann mochte mir angesehen haben, was ich vorhatte, oder Aehnliches mochte schon oft vorgekommen sein. Am Morgen vor der Vorstellung sagte mir der Hauptmann: „Wenn Du gegen Seine Majestät ein Wort der Klage führst, so hilft Dir das nichts, als daß Du sechs Wochen auf Latten kommst. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort.““

Der Domherr unterbrach den Schulmeister.

„Im ersten Garderegiment standen Sie?“

„Ja.“

„Und in der ersten Compagnie?“

„In der ersten Compagnie.“

„Hm, und wie hieß Ihr Hauptmann?“

„Baron von Steinau.“

„Hm, hm! Fahren Sie fort.“

„Wir wurden darauf dem Könige vorgestellt. Wir mußten zum Schlosse marschiren und uns in einem kleinen Hofe aufstellen, nur wir Rekruten; nur der Hauptmann und ein Lieutenant führten uns. Nach einiger Zeit kam der König aus dem Schlosse heraus. Offiziere waren nicht mit ihm, aber ein paar Damen. Sie schienen von der Tafel zu kommen. Er sah sehr vergnügt aus, auch die Damen. Königliche Prinzessinnen waren diese Damen nicht; wenn sie auch mit Gold und mit Sammt und Seide beladen waren, sie sahen nicht vornehm aus und der König ging auch nicht sonderlich mit ihnen um. Aber besonders die eine war sehr schön und mit ihr sprach auch der König meist. Ich sah sie später noch einige Male und da hörte ich, daß sie Madame Riez hieße und die Frau, ich glaube, eines Kammerdieners des Königs sei. Nachher hat er sie zu einer Gräfin gemacht. Als ich den König so vergnügt sah, kam neue Hoffnung in mich. Er wird dich anhören; der Hauptmann wird nicht den Muth haben, dich zu unterbrechen, wenn der König dir einmal zuhört. Und dann werden die Damen

für dich sprechen; sie haben ja mitleidige Frauenherzen. Der König war zu uns getreten. Er besah uns mit Wohlgefallen. Wir waren alle groß, trugen neue Uniformen, waren noch nicht lange in dem elenden Kasernendienst und hatten also noch ein frisches Aussehen.

„Schöne Burschen, nicht wahr?“ sagte der König zu der Madame Riez.

„Man muß Eurer Majestät Glück zu ihnen wünschen“, erwiderte diese.

„Auch dem Hauptmann von Steinau“, sagte der König. „Hat doch die schönste Compagnie in meiner ganzen Armee.“

Der Hauptmann wurde um zwei Zoll größer. Auf mich achtete er in diesem Augenblicke nicht.

Wenn doch jetzt der König zu dir treten möchte, dachte ich.

Er trat an die einzelnen von uns heran. Aber er kam nicht zuerst zu mir; ich war erst der fünfte oder sechste. Endlich stand er vor mir. Das Herz klopfte mir. Er mußte auch mich anreden, und dann — Der Hauptmann hatte sich zwar ganz nahe zu mir gestellt. Er hatte mir angesehen, was ich vorhatte; er hatte auch seinen Entschluß gefaßt; ich las es in seinem Gesichte. Ich wollte, ich mußte dennoch Alles wagen.

Der König besah mich zuerst von unten bis oben. Ich mußte ihm besonders gefallen. Er streichelte mir das

Kinn, an dem ich noch kein Härchen hatte. Dann wandte er sich zu der schönen Frau zurück.

„Wie Milch und Blut, Madame! Wie ein Mädchen! Auch das Kinn noch so glatt. Ganz wie ein Mädchen!“

Auf einmal lachte er.

„Schöne Mädchen von sieben Fuß! Eine solche Garde! Schade, daß es nicht möglich ist!“

Die andere Dame, nicht die schöne — sie schien eine Hofdame zu sein — bemerkte:

„In Afrika, Majestät, soll es Potentaten geben, die sich eine Garde von Amazonen halten!“

„Auch die Offiziere sind Frauen?“ fragte der König.

„Alle, selbst der General.“

„Gar kein übler Gedanke!“ lachte der König.

Dann wandte er sich wieder zu mir.

Er mußte mich fragen, wie er die andern vor mir gefragt hatte.

„Dein Name?“

„Heinrich Hausmann, Majestät!“

„Woher?“

„Aus Westfalen.“

„Brave, tüchtige Leute, die Westfalen!“ jagte der König.

Jetzt galt es.

„Aber, Majestät —“ sagte ich.

Er sah mich verwundert an.

„Keine braven Leute?“

„Gewiß, gewiß, Majestät. Aber mich hat man aus meiner Heimat gestohlen, geraubt. Ich war Seminarist, zum Schullehrer bestimmt —“

Der König unterbrach mich.

„Du kannst also lesen und schreiben?“

„Zu Befehl, Majestät.“

„Dann kannst Du es zum Unteroffizier bringen.“

Damit ging der König weiter.

Ihm nachgehen, aus dem Gliede treten durfte ich nicht. Aber nachrufen wollte ich ihm, um meine Freilassung ihn bitten.

Da trat der Hauptmann von Steinau zwischen ihn und mich, und er sah mich so feindlich drohend an, daß ich kein Wort mehr hervorbringen konnte.

Seine drohende Miene gewährte aber auch die Madame Kiez, und sie wußte wohl genau, was sie zu bedeuten habe.

„Herr von Steinau!“ sagte sie leise zu ihm.

„Befehlen?“ erwiderte er.

„Thun Sie dem Menschen nichts.“

„Gnädige Frau —“

„Ich bitte Sie darum.“

„Aber seine Frechheit!“

„Ihr Ehrenwort, Herr von Steinau, daß ihm nichts geschieht!“

Sie hatte ihm ihre Hand hingehalten.

Er mußte sie nehmen und seine Lippen auf den Handschuh drücken.

„Habe ich es?“ fragte sie.

„Zu Befehl.“

Die Madame Kiez, Euer Hochwürden — ich will eine solche Frauensperson nicht vertheidigen — aber sie hatte auch ihre guten Seiten, und ihr mitleidiges Herz haben viele arme Leute dankbar rühmen müssen.“

„Hm“, sagte der Domherr, halb für sich, „ob der Herr von Steinau ihr darum die Hand küßte, die Frau des Kammerdieners gnädige Frau nannte und Befehle von ihr annahm? — Erzählen Sie weiter.“

Der Schullehrer Heinrich Hausmann erzählte weiter:

„Der König mußte das Flüstern der Beiden gehört haben. Er wandte sich um. Dabei sah er auch mich.“

Mein Plan war gescheitert; ich erhielt meine Freiheit nicht wieder. Ein schwerer Schmerz, eine vollständige Niedergeschlagenheit hatten mich plötzlich ergriffen. Die Aufregung vorhin mußte mir die Gesichtsfarbe gehoben haben, jetzt mußte ich leichenblaß aussehen. Das sah der König.

„Halte Er den Burschen gut, daß er den Dienst aushalten kann“, sagte der König zu dem Hauptmann.

Ich wurde gut gehalten in der Compagnie, aber was half es mir? Ich blieb Sklave, und der Dienst war ohnehin schwer genug. Ich war erst achtzehn Jahre alt; mein Körper war noch mitten in seiner Entwicklung; war ich frühzeitig ungewöhnlich lang in die Höhe geschossen, so fehlten den Knochen und Gliedern desto mehr die Kräfte. Nach sechs Wochen fing ich an, in meinem linken Fuße zuerst eine Mattigkeit und dann zugleich einen Schmerz zu fühlen, die immer mehr zunahmen; auf der linken Seite mußte ich immer die schwere Muskete tragen. Nach drei Wochen mußte ich den Fuß nachziehen; noch drei Wochen später konnte ich nur völlig lahm gehen. Der Hauptmann hatte anfangs gemeint, ich verstelle mich; dann wurde er besorgt; darauf mußte der Compagniechirurgus mich untersuchen. Der meinte, es sei das Wachsen; es werde sich schon geben; ich werde sogar noch größer werden. Aber ich wurde nicht größer; das Bein schwoll mir auf; ich konnte nicht darauf treten; der Regimentsdoctor mußte kommen, mich untersuchen. Er machte ein sehr bedenkliches Gesicht. Ich wurde in das Lazareth gebracht, auf einem Streckbett festgeschnallt. Da lag ich, ohne mich rühren zu können, drei Monate. Die Geschwulst in meinem Fuße hörte auf, der Schmerz auch; aber als ich wieder aufstand, war das franke Bein einen Zoll kürzer als das gesunde; ich war ein Hinkender.

Der Hauptmann fluchte schrecklich.

„Was ist da zu machen, Doctor?“ fragte er den Regimentsarzt.

„Den Burschen laufen lassen, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann fluchte ärger.

„Es ist nicht möglich. Der König erkundigt sich nach dem Menschen. Er hat mir befohlen, ihn gut zu halten. Ich riskire meinen Abschied, wenn ich die Entlassung des Burschen melden müßte. Wissen Sie denn gar kein Mittel, Doctor?“

„Es ließe sich noch eins versuchen.“

„Nennen Sie es.“

„Wir brechen dem Menschen das nur durch Krümmung verkürzte Bein und heilen es ihm dann wieder gerade.“

„Das geht?“

„Wenn es glückt, ja.“

„Auf der Stelle, Doctor. Es muß glücken.“

Ich vergesse es nie, wie dem Hauptmanne die Augen leuchteten.

Wir wollten vor Schreck die Sinne vergehen.

„Auf der Stelle läßt es sich nicht machen“, sagte der Arzt. „Da müssen erst längere Vorbereitungen getroffen werden.“

„Ich gebe es gar nicht zu; es ist mein Bein!“ rief ich. Ich wurde ausgelacht.

„Du hast nichts zu sagen!“

Ich wurde in ein einsames Zimmer gebracht, in dem nur Vertraute des Hauptmanns zu mir kamen.

Der Doctor traf seine Vorbereitungen. Nach vier Wochen kam er mit drei oder vier Chirurgen, mit Instrumenten und Maschinen, mit Schienen und Bandagen. Zwei Unteroffiziere kamen mit ihnen. Die Unteroffiziere mußten mich halten, daß ich mich nicht wehren konnte. Die Chirurgen entkleideten mich. Der Doctor zerbrach mir mit einer Maschine den Fuß.

Es war ein furchtbarer Schmerz. Von dem Schmerz will ich Ihnen jedoch nichts sagen; mein Zorn, meine Wuth aber — doch wozu soll ich Ihnen auch davon erzählen?

Der zerbrochene Fuß wurde mir eingeschient. Dann mußte ich wieder ein Vierteljahr festgeschnallt auf dem Streckbett liegen.

Als ich aufstand, war der Fuß beinahe so kurz und völlig so steif wie vorher.

Der Hauptmann fluchte entsetzlich.

Der Doctor machte ein verlegenes Gesicht.

„Der Bursche hielt nicht still bei der Operation“, wollte er sich herausreden.

„Ich bin verloren“, rief der Hauptmann. „Ich komme auf die Festung. Der König hat sich nach dem Menschen

erkundigt; ich habe ihn mit Allerlei hinhalten müssen. Doctor, ist denn gar nichts mehr zu machen?“

„Man müßte es versuchen, das Bein noch einmal zu brechen; diesmal mit größerer Vorsicht.“

„Lassen Sie den Burschen binden, daß er keine Sehne rühren kann“, rief der Hauptmann.

Hochwürdiger Herr, wie mir damals zu Muth war, das kann ich Ihnen gar nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich weinen mußte wie ein Kind. Ich rief meinen Vater und meine Mutter zu Hülfe, die so weit von mir waren — ich war allein, so ganz allein, ganz in der Gewalt der grausamen Menschen, die kein Erbarmen, kein Herz hatten!

Das Bein wurde mir noch einmal zerbrochen. Ich litt entsetzliche Schmerzen, entsetzliche Qualen. Und es war Alles vergeblich gewesen. Ich blieb lahm wie vorher; mein ganzer Körper war zugleich ruinirt. Es verging beinahe ein Jahr, bis ich aus dem Lazareth entlassen werden konnte. Was sollte aus mir werden, als ich es verlassen hatte? Soldat konnte ich nicht bleiben. Man wollte mich auch, obwohl ich eine gute Handschrift hatte, nicht in der Schreiberei der Compagnie beschäftigen. Man scheute meine Anwesenheit. Ich war den Herren ein Vorwurf. Was sie gegen mich gethan, hätte dem Könige zu Ohren kommen können. Was sie ihm gesagt

hatten, habe ich nicht erfahren. Da kam eines Tages der Feldwebel zu mir und theilte mir mit, daß der Herr Hauptmann in seiner besondern Güte und Gnade mir eine Schullehrerstelle in Westfalen, also gar in meiner Heimat, ausgewirkt habe, und ich wurde mit einem Postfreipaß hierher in den äußersten Winkel des Westfalens nach dem Dorfe Heimsen als Lehrer geschickt. Da habe ich seitdem bleiben müssen. Mein Vater war schon gestorben, während ich noch Soldat in Potsdam war, und seine Stelle sofort wieder besetzt worden. Ich hatte kein Geld, um noch einmal auf das Seminar zu gehen und mich für eine bessere Stelle vorzubereiten.

Und nun will ich Euer Hochwürden erzählen, wie ich zu dem Mädchen, der Henriette, gekommen bin. Sie war die Tochter meines Vorgängers in Heimsen. Der arme Mann war mit Frau und Kindern am Nervenfieber gestorben; nur ein Kind war übrig geblieben, die Henriette; sie war damals zwei Jahre alt und —

Aber ich muß Ihnen vorher sagen, worin die große Güte und Gnade bestand, mit welcher der Hauptmann von Steinau mir die Schulmeisterstelle in Heimsen verschafft hatte. Die Stelle trug und trägt mir Folgendes ein: ich habe freie Wohnung, jährlich vierzehn Thaler Gehalt und gehe bei den Bauern der Gemeinde der Reihe nach herum, um mich des Mittags mit ihren Knechten und

Mägden satt zu essen. Das ist Alles. Die Gemeinde ist sehr arm. Meine Wohnung besteht in einer einzigen Stube im Schulhause, die mir zum Aufenthalte bei Tag und bei Nacht dient, und zugleich zur Küche, wenn ich etwas zu kochen habe.

Für dieses Einkommen mußte ich alle Tage Schule halten und mußte ich damals das verlassene zweijährige Kind meines Vorgängers übernehmen, dessen sich Keiner in der Gemeinde annehmen wollte und dessen Versorgung sie so von sich abschüttelte.

Und jetzt wissen Sie, hochwürdiger Herr, wie ich zu dem Mädchen kam und sie zu mir. Wie sie mit mir und ich mit ihr hungerte, das erzähle ich Ihnen nicht. Wie sie aber immer mit der kindlichsten Liebe und Dankbarkeit an mir geangen hat, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu sagen; Sie haben es an der Freude gesehen, mit der sie mich hier empfing. Doch noch eins von ihr. Sie war meine beste Schülerin, die ich in der Gemeinde gehabt habe. Darum schien sie mir auch zu gut für das arme elende Dorf und ich brachte sie, als sie fünfzehn Jahre alt war, nach Warburg in die Stadt als Magd zu einer ordentlichen Herrschaft. Sie war dort so anständig, daß sie bald Kellnerin im Gasthose werden konnte, und sie war so brav und solid, daß ich es vor zwei Jahren wagen durfte, sie als Kellnerin nach

Kassel gehen zu lassen, wo sie einen leichtern Dienst und mehr Lohn hat. Ihr Kasseler Herr hat ihr in diesem Sommer hier die Restauration anvertrauen können."

Der Schullehrer schloß damit.

"Und nun kenne ich Ihre lange Geschichte?" fragte der Domherr.

"Ich fürchte, Sie war Euer Hochwürden auch langweilig."

"Um, das könnte ich eben nicht sagen. Aber eine Frage noch, lieber Schulmeister. Haben Sie nachher nichts wieder von Ihrem Hauptmann von Steinau gehört?"

"Nichts Gewisses. In den Winkel, in welchem mein Dorf liegt, kommt kein Fremder; zu den armen Bauern kommen keine Zeitungen. Aber im vorigen Jahre hatten einige Burschen des Dorfes den Feldzug nach Frankreich mitgemacht; die erzählten bei ihrer Rückkehr von einem General von Steinau, der in einer Schlacht schwer verwundet worden sei; sie meinten gehört zu haben, das Bein sei ihm abgeschossen."

"Bein für Bein! Zahn für Zahn!" warf der Domherr hin.

"Ich möchte es ihm nicht wünschen, hochwürdiger Herr. Wer weiß auch, ob dieser General mein ehemaliger Hauptmann war."

„Wie sah Ihr Hauptmann aus?“

„Er war ein großer, schöner Mann.“

„So, so! — Aber ich muß fort“, sagte der Domherr dann, nachdem er auf seine Uhr gesehen hatte. „Und da kommt ja auch Ihre Tochter wieder, mit der Sie lieber sprechen werden als mit mir. Sie sind ein braver Mann, Herr Schulmeister, wenn Sie auch die Bibel nicht ganz gründlich studirt zu haben scheinen. Zahn um Zahn, Auge um Auge, es steht nun einmal darin. Aber wie Sie es meinen, so mag es am Ende auch gut sein. Und Sie, mein liebes Kind“, wandte er sich darauf an die hübsche Kellnerin, die in die Laube zurückgekehrt war, „meine liebe Henriette, so heißen Sie ja wohl?“

„Henriette Brand!“ sagte das Mädchen.

„Also, meine liebe Henriette Brand, wir werden hoffentlich hier uns noch öfter wiedersehen und Freunde werden. Und hier für meinen Kaffee und für den Wein des Kutschers.“

Er gab ihr einen von seinen Kronthalern.

„Der gnädige Herr bekommen zurück“, sagte die Kellnerin.

„Eigentlich nicht, und ich komme ja auch heute Abend wieder hierher. Ah, da fällt mir noch eins ein — ich hätte es beinahe vergessen. In einer Stunde wird sich hier eine lustige Gesellschaft aus dem Bade einfinden.“

Sie wollen an der Sägemühle einen vergnügten Abend zubringen und gar tanzen. Tanzen, heute tanzen, heute, da Tausende und Tausende armer Menschen auf den Schlachtfeldern verbluten! O, o!"

Die hübsche, frische Kellnerin war plötzlich blaß geworden. Sie sah den Domherrn fragend an; sie hatte eine Frage an ihn auf den Lippen und nicht den Muth, sie auszusprechen.

„He“, sagte der Domherr, „was fehlt Ihnen?“

Da war ihr doch der Muth gekommen, die Frage zu thun.

„Hat der gnädige Herr Nachricht von der Armee?“

„He, he“, sagte der Domherr noch einmal, „ist das Herz da hinten bei der Armee? Auch hier eins?“

Die Blässe des Mädchens hatte einer dunklen Glut Platz gemacht.

Auch der Schullehrer sah sie verwundert an.

„Ich erzähle Dir Alles, Vater“, sagte sie zu diesem. „Haben Sie Nachrichten?“ fragte sie so bittend wiederholt den Domherrn.

„Ich weiß nur“, antwortete der Domherr, „daß vorgestern schon in der Frühe eine Schlacht gewesen sein muß und —“

Er brach ab.

„Und?“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Um, mein liebes Kind, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, hat noch niemals gut gethan. Aber vorher auch von Ihnen ein klein wenig Wahrheit. Hat das Herz etwas da hinten bei der Armee?“

„Einen Verlobten“, gestand sie erröthend.

„Und er ist?“

„Unteroffizier bei der Landwehr.“

Und zu dem Schullehrer sich wendend, setzte sie hinzu:
„Louis Becker, Vater. Er war schon im Gasthose zu Warburg mit mir zusammen.“

„Zusammen?“ fragte der Domherr.

„Er war Kellner.“

„So, so! Nun, ich hatte hinzufügen wollen, es schein mir kein gutes Zeichen zu sein, daß wir heute, am dritten Tage, noch nicht einmal Nachricht haben. Eine Siegesbotschaft wäre schon da. Aber es ist nur meine Ansicht, liebes Kind, und lassen Sie sie nicht bis in Ihr Herz kommen. Trifft gute Nachricht ein, so bin ich der erste, der sie Ihnen hierher bringt.“

Er gab dem Schullehrer und dem Mädchen die Hand und ging.

„Die könnte heute nicht mehr tanzen“, sagte er im Gehen für sich. „Gisbertine kann es!“

Er nahm seinen Weg nach der alten Sägemühle, zu der Fähre hinter derselben. Er wollte sich über die

Diemel setzen lassen. Vom jenseitigen Ufer führte durch das Gebirge ein näherer Fußweg nach Ovelgönne. Der Domherr kannte in dem Gebirge Weg und Steg.

Die Fähre fuhr mit ihm ab.

Als sie nicht weit mehr von dem andern Ufer war, wurde dort der Huf eines Pferdes laut. Sehen konnte man nichts. Durch die Berge lief ein Hohlweg bis hart an den jenseitigen Fährplatz.

Der Domherr blickte um so erwartungsvoller hin.

Ein Pferd in dem Gebirge?

Da kam ein Reiter aus dem Hohlwege hervor. Ein Führer zu Fuß begleitete ihn. Der Reiter war ein Offizier; der Domherr erkannte die hessische Uniform.

Der Nachen hatte in demselben Augenblicke das Ufer erreicht. Der Domherr sprang an das Ufer.

Der Offizier sprang vom Pferde.

„Das trifft sich ja“, sagte er. „Da brauche ich nicht zu warten.“

Er übergab dem Führer das Pferd und Geld. Er wollte in den Nachen springen. Er besann sich. Er wandte sich an den Domherrn, der neben ihm stehen geblieben war.

„Sie kommen von der Sägemühle drüben, mein Herr?“

„Wie Sie sehen, mein Herr.“

„Sind Sie bekannt dort?“

„So ziemlich.“

„Ist eine Kellnerin Namens Henriette Brand da?“

„Ja, mein Herr!“

„Teufel, das trifft sich ja wieder.“

Der Offizier wollte in den Rachen springen.

Aber nun hatte der Domherr eine Frage an ihn, auch wohl mehrere.

„Ah, mein Herr, Sie kommen vom Kriegsschauplatz?“

„Ja, mein Herr.“

„Und bringen der hübschen Kellnerin Nachricht von dort?“

„Gewiß.“

„Gute?“

„Einen Brief von ihrem Bräutigam.“

„Geschrieben nach der Schlacht?“

„Teufel! Wissen Sie hier schon etwas von der Schlacht?“

„Ich kam vorgestern früh vom Rhein. Da hörte man die Kanonade.“

„Es war das Treffen bei Quatrebras.“

„Sein Ausgang?“

„Die Preußen mußten sich zurückziehen.“

„Und was folgte weiter?“

„O, mein Herr, gestern, am sechzehnten, die unglückliche Schlacht bei Vigny. Die Allirten wurden auf allen Seiten geschlagen. Sie haben Wunder der Tapferkeit verrichtet, furchtbare Verluste erlitten; das Unglück verfolgte sie, warf sie nieder. Ich bin aus dem Blücher'schen Hauptquartier zum Kurfürsten nach Kassel geschickt, um ihm Meldung zu machen.“

„Und heute?“ fragte der Domherr.

„Heute ist Ruhetag für alle Theile, und was morgen und übermorgen werden wird, steht in Gottes Hand.“

„Also Niederlage“, sagte der Domherr, „Blutbad, Gemetzel! Es fehlte noch.“

Dann wandte er sich wieder an den Offizier.

„Mein Herr, darf ich Sie um den Namen des Bräutigams der Kellnerin bitten?“

„Lieutenant Becker, mein Herr.“

„Offizier?“

„Seit gestern. Auf dem Schlachtfelde ernannt, vom alten Blücher selbst. Er war bis dahin Unteroffizier gewesen.“

„Hm, hm! Noch eins, mein Herr. Sie erwarten noch schwere Schlachten in den nächsten Tagen?“

„Ströme von Blut, mein Herr. Es muß zur Entscheidung kommen, unumgänglich. Und es muß ein furchtbarer, entsetzlicher Kampf werden.“

„Mein Herr, sagen Sie es dem Mädchen da drüben nicht.“

„Ich werde nicht. Sie wird es ohnehin früh genug erfahren.“

„Alle Welt, alle Welt!“ sagte der Domherr.

Er ging in das Gebirge hinein.

Der Offizier fuhr über den Fluß nach der Sägemühle. Er suchte dort die Kellnerin, denn er hatte eilig. Er fand sie bald und zwar sehr beschäftigt.

Neue Gäste waren noch nicht wieder eingetroffen, aber die schon da waren, hatten desto mehr zu befehlen.

Es waren die beiden übermüthigen Handelsjuden mit den vollen Geldfagen und der Besuch, den sie erwartet hatten. Dieser bestand aus zwei Bauerburjschen.

Bald nach der Ankunft der beiden Juden war wieder am jenseitigen Ufer der Diemel „Hol' über“ gerufen worden. Der Rachen war hinübergefahren und mit zwei Burjschen zurückgekommen.

Dem einen von diesen — er mochte in dem Alter von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren stehen — sah man schon die volle Verkommenheit an. In schmutzigem, zerrissenem Anzuge ging er schlotterig einher; das Gesicht war ihm hohl und aufgedunsen, die Augen lagen darin tief und hohl zurück. Er war trotzdem noch eine kräftige, starkknochige Gestalt.

Sein Begleiter war sein völliger Gegensatz. Es war ein junger Bursche, dessen zarter und feiner Körperbau ein Alter von kaum vierzehn bis fünfzehn Jahren anzeigte, dem man aber in dem hübschen und klugen Gesichte mindestens ein, wenn nicht gar zwei Jahre mehr mochte ansehen wollen. Wie der Blick seiner hellen blauen Augen ein lebhafter und unternehmender war, so erschien auch sein ganzes Wesen lebendig und feck. Seine Kleidung war zwar eine ärmliche, aber weder schmutzig noch zerrißen.

Der ältere der Beiden machte den Führer.

Sie gingen, nachdem sie den Boden der Sägemühle betreten hatten, nach dem Wirthshause hin. Sie erblickten dort alsbald die beiden Juden.

„Da sind sie schon. Siehst Du sie?“ sagte der ältere der beiden Burschen zu seinem Begleiter; er sprach mit einer heißen Schnapsstimme.

Der Kleinere sah sich die Juden an.

„Die könnten mir nicht gefallen, Konrad“, sagte er.

„Meinst Du, sie gefielen mir?“ lachte der Andere.

„Echte Spitzbubengesichter!“ fuhr der Knabe fort.

„Sie sind auch Spitzbuben!“

„Und das sind Deine Herren?“

„Man muß leben, mein Junge.“

„Und ich soll auch in ihre Dienste gehen?“

„Steht Dir der Fleischtopf in Deines Vaters Hause so voll?“

Der kleinere Bursche antwortete nicht. In seinem Gesichte zeigten sich Abscheu, Widerwillen, aber auch Unentschlossenheit. So ging er neben seinem Beleiter zu den Juden.

Die beiden Juden hatten sich seitab von der Rasenplatz an einen Tisch gesetzt, der halb versteckt zwischen einem kleinen Gebüsch von Flieder und Nußbaumfräuchern stand. Man sah sie dort nur von der alten Sägemühle, von dem Rasenplatze sowohl wie von dem Wirthshause her waren sie nicht zu sehen. Sie hatten den verborgenen Platz wohl absichtlich gewählt.

Die beiden Burschen begaben sich dorthin zu ihnen.

„Guten Tag, Ihr Herren!“ sagte der ältere zu ihnen.

„Ihr Herren!“ sagte er zwar, sie waren ja auch seine Herren, wie er seinem jungen Begleiter gesagt hatte. Aber viele Umstände machte er im Uebrigen nicht mit ihnen. Seine Mütze berührte er kaum und ohne weiteres setzte er sich zu ihnen auf die Bank.

Und seinem Beispiele folgte sein junger Begleiter, oder auch wohl nicht seinem Beispiele.

Zwischen dem deutschen Landvolke und den Juden besteht seit uralten Zeiten eine unauslöschliche Antipathie. Sie hat wohl nicht allein in religiösen Ansichten und Vor-

urtheilen ihren Grund. Je ärmer der Bauer und je reicher der Jude ist, desto mehr haßt und verachtet der Bauer den Juden, denn desto mehr ist er in den Händen des Geldjuden, desto mehr wird er von diesem betrogen, desto herrschsüchtiger, übermüthiger ist dieser gegen ihn.

Da, wo das Hessen- und Westfalenland an einander grenzen, ist das Landvolk auf beiden Seiten arm und der Handelsjude hat dort seinen blühenden Sitz.

„Das ist der Bursche?“ fragte einer der Juden den ältern Burschen, indem er auf den Knaben zeigte.

„Das ist er.“

Der Jude wandte sich an den Knaben.

„Wie heißt Du?“

„Bernhard Henke“, war die Antwort.

„Woher?“

„Aus Niederhelmern.“

„Der Konrad Maurer hat Dir gesagt, was wir von Dir wollen?“

„Ja!“

„Und Du bist bereit?“

„Laßt einmal selbst hören, Ihr Herren“, sagte vorsichtig oder noch schwankend der Bursche.

„Erst laßt uns trinken“, sagte der Jude.

Er schenkte die Gläser voll, Schnaps in das für Konrad Maurer, Wein in die für die Andern.

Die Kellnerin hatte Alles gebracht.

Konrad Maurer stürzte sein Glas hinunter und schenkte sich ein zweites ein.

Der Bursche Bernhard trank ruhig, langsam.

„Sprechen wir jetzt von unsern Geschäften“, sagte der Jude. „Berendche oder Bernhard, der Konrad Maurer hat mir gesagt, daß Du gern einen guten Thaler Geld verdienen möchtest.“

„Wenn es möglich ist“, nickte der Bursche.

„Es hängt von Dir ab. Und auch daß Du Courage hast, hat er mir gesagt.“

Der Bursche nickte stumm.

Und daß Du jeden Weg und Steg hier im Gebirge kennst.“

„Auf ein paar Stunden weit umher, ja.“

„Auf ein paar Stunden weit umher haben wir Geschäfte hier. So weit geht der Controlbezirk. Weißt Du, was ein Controlbezirk ist?“

„Fremde Waaren dürfen innerhalb des Controlbezirks von den Zollbeamten angehalten und arretirt werden; außerhalb des Bezirks, also wenn sie schon über zwei Stunden weit in das Land hineingebracht sind, nicht mehr.“

„Richtig; dann sind sie frei. Kennst Du das Städtchen Borgentreich? Es liegt gerade außerhalb des Controlbezirks.“

„Ich kenne es und kenne jeden Weg dahin. Es ist von meinem Dorfe eine Stunde weit entfernt.“

„Wirst Du heute Nacht unsere Leute sicher dahin führen?“

„Sicher vor den Grenzbeamten?“ fragte der Bursche.

„So meine ich.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Jude?“

„Ich heiße Schlom Bendix, Bursche.“

„Was gebt Ihr mir, Herr Schlom Bendix?“

„Ich habe gesprochen von einem guten Thaler, den Du solltest verdienen. Ich gebe Dir zwei Thaler preußisch.“

Der Bursche unterdrückte ein listiges Lächeln.

„Wie viele Eurer Leute soll ich führen?“ fragte er.

„Fünf oder sechs.“

„Und was tragen sie?“

„Was werden sie tragen? Grobe Wollenwaaren, etwas Kaffee und Zucker und Tabak.“

„Woran nicht viel zu verdienen wäre?“ fragte der Bursche mit einem unverhohlenen listigen Blicke.

„Weißt Du es besser?“ sagte der Jude.

„Ich denke, Schlom Bendix. Eure Leute tragen freilich auch Kaffee und Zucker und auch Wollenwaaren, aber feine. Das Alles ist aber Nebensache und nur zum Schein. Das Meiste, was Ihr ins Land schmuggeln

laßt, sind feine Seiden- und Pelzwaaren, und daran verdient Ihr ein schweres Geld."

„Gotts Wunder“, sagte Schlom Bendix, „von wem hast Du Deine großen Nachrichten, Du gescheidtes Berndche?“

„Ihr Herren Juden seid nicht allein die klugen Leute im Lande“, antwortete der Knabe.

„Das sieht man an Dir, mein Bürschchen. Nun, bist Du zufrieden mit den zwei Thalern?“

„Für den Kopf, ja.“

„Wie heißt für den Kopf?“

„Das heißt: so viele Mann ich führe, so vielmal zwei Thaler bekomme ich von Euch.“

Schlom Bendix wandte sich an seinen Gefährten.

„Ein gescheidtes Bürschchen, Aaron Levi! Ein rar gescheidtes Bürschchen. Schade, daß er nicht ist einer von unsere Leut'. Es könnte was werden aus ihm.“

Aaron Levi zuckte mitleidig mit den Achseln.

Bernhard Henke aber ließ sich nicht irre machen.

„Ihr mögt mich höhnen, wie Ihr wollt, Ihr Herren Juden, betrügen werdet Ihr mich nicht. Ich weiß, was ich weiß.“

„Und was weißt Du, Du Schaute?“

Der Burjsche sann einen Augenblick nach.

„Warum sollte ich es Euch nicht sagen“, antwortete er dann. „So hört. Ihr müßt heute Nacht zum Joel

Rosenberg in Borgentreich für mehrere Tausend Thaler Seiden- und Pelzwaaren und andere kostbare Sachen schaffen. Noch heute Nacht. Morgen ist es zu spät. Der Regierungsrath aus Minden, der seit ein paar Tagen an der Grenze ist und hin und her reist und überall horcht und spionirt, weiß morgen, daß bei dem Joel Rosenberg Eure Niederlage ist, und er hat Vollmacht, hier zu thun, was ihm gut dünkt, und er wird mit dem Rosenberg nicht viele Complimente machen und ihm das Haus umstellen lassen und im Hause ihm Alles durchsuchen, unter den verborgenen Lufen im Keller und in den doppelten Böden oben in den Stuben."

Die Juden erblaßten.

„Bursche, woher hast Du das?“ rief Aaron Levi.

„Dumme Schaute, es ist nicht wahr“, sagte Schlom Bendix.

„Nicht wahr?“ lachte der Bursche. „Ich sage Euch vielleicht nachher, von wem ich es habe. Hört jetzt noch etwas Anderes. Der Mindener Regierungsrath hat Eure gewöhnlichen Schmuggelwege nach Borgentreich schon ausgekundschaftet und sie Euch verlegt. Darum müßt Ihr heute Nacht einen neuen Weg haben, und darum könnt Ihr den da nicht gebrauchen, der nur seine alten Wege kennt.“

Er zeigte auf Konrad Maurer.

Der Schnapssäufer hatte seine große Branntweinflasche fast geleert und lag schlafend in einer Ecke der Bank.

Der Knabe fuhr fort:

„Ihr schicktet ihn daher zu mir. Er hatte Euch von mir gesagt, daß ich das ganze Gebirge kenne, jeden Schleichweg darin, jeden Stein, jeden Baum in den Wäldern. Er hatte Euch auch gesagt, daß ich ein ehrlicher Bursche bin und daß ich die Preußen hasse, die meinen armen Vater — doch das gehört nicht hierher. Ihr wußtet also, daß ich Euch nicht verrathen würde. Er hatte Euch aber auch weiter gesagt, daß ich ein armer Bursche bin und daß meine Mutter und Geschwister manchmal kein Brod im Hause haben. Da hattet Ihr gedacht, mich für ein Stück Brod zu bekommen. Aber darin habt Ihr Euch geirrt. Den da, den Konrad Maurer, habt Ihr für Euer Lumpengeld, weil er Euren Schnaps nicht mehr entbehren kann. Ihr könnt mich nicht entbehren. Nun, was gebt Ihr mir?“

Die Juden hatten einander angesehen und sich gefaßt.

„Wolltest Du haben zwei Thaler für den Mann“, sagte Schlom Bendix. „Theilen wir ehrlich. Du sollst haben für den Mann einen Thaler.“

Der Knabe lachte wieder.

„Ich habe nichts mit Euch zu theilen. Ich will meine zwei Thaler haben.“

Soll mich Gott strafen! Willst Du nichts lassen ab?“

„Keinen Heller!“

„Sollst haben Dein Geld, also zehn Thaler im Ganzen.“

„Zehn Thaler im Ganzen? Kömen denn nur fünf Mann?“

„Es werden kommen fünf Mann!“ versicherte der Jude zweideutig.

„Herr Schlom Bendix, Ihr selbst spracht schon von fünf oder sechs.“

„Du sollst haben Deine zwölf Thaler.“

„Wenn nur sechs Mann kommen, Herr Jude; sonst zwei Thaler mehr für jeden Mann.“

„Soll Gott meine Seele verdammen“, schwor Schlom Bendix.

Aaron Levi aber sprang wüthend auf, ergriff das Glas des Burschen und hielt es ihm hin.

„Trink, Du Hund!“

Der Knabe lachte ihn aus.

„Wenn wir mit unserm Handel fertig sind, Herr Jude.“

Schlom Bendix hatte sich besonnen.

Er sprach ein paar hebräische Worte zu seinem Gefährten, dann wandte er sich wieder an den Knaben.

„Berndche, wir wollen sein gegen einander aufrichtig. Es werden kommen fünfzehn Mann; Du sollst haben dreißig Thaler; es ist ein Kapital. Schlag' ein!“

Auch der Knabe besann sich. Die klugen Augen leuchteten ihm doch. Dreißig Thaler waren ein Kapital für ihn.

„Hier ist meine Hand!“ sagte er.

Er schlug in die des Juden ein.

„Waih, Du bist der Jude heute!“ sagte Schlom Bendix darauf.

„Noch eins“, sagte aber der Knabe. „Wenn zahlt Ihr das Geld aus?“

„Wenn wir sind in Sicherheit in Borgentreich.“

„Ich denke, wenn wir unsern Weg antreten.“

„Auch das, mein Söhnchen. Und nun trink'. Aber trink' nicht zu viel; denn wenn Du wirst betrunken, dann bist Du zur Nacht müde und kannst nicht führen die Leute durch das steile Gebirge.“

Ein Seitenblick auf Aaron Levi gab dem hitzigen Gefährten zugleich zu verstehen, wie der Zorn zu Unflugheiten hinreißt.

Dann aber wandten beide Juden ihre Aufmerksamkeit dem in seinem Rausche schlafenden und schnarchenden Maurer zu.

„Was fangen wir mit ihm an?“

„Lassen wir ihn liegen“, sagte Aaron Levi. „Wir sind fertig. Gehen wir mit dem kleinen Burschen, die Stellen zu verabreden, an denen wir heute Abend mit ihm zusammentreffen.“

Schlom Bendix war wiederum anderer Meinung.

„Wir haben ihn noch nöthig. Er muß werden nüchtern.“

Und er rief nach dem Hause hin: „Wirthschaft! He, Jungfer! Wirthschaft!“

Die hübsche Kellnerin kam.

„Bringen Sie Wasser und recht starken Kaffee für den Menschen!“ befahl ihr Schlom Bendix.

Das Mädchen sah den Knaben an.

Sie erschrak.

„Bernhard!“ rief sie.

Der Knabe ward glühend roth und schlug die Augen nieder.

„Bernhard! Bernhard!“ rief sie noch einmal. „Du bist es wirklich? Und in solcher Gesellschaft bist Du jetzt!“

Der Knabe sprang auf, zu dem Mädchen.

„Ich gehe mit Dir, Fetzchen. Ich erzähle Dir Alles.“

Er wollte sie zu dem Hause begleiten.

Aaron Levi fuhr auf.

„Du bleibst hier, Bursche. Du gehst nicht mit der Schickel!“

Der Knabe sah ihn stolz an.

„Hast Du mich gekauft, Jude? Bin ich Dein Leib-eigener?“

Schlom Bendix hielt seinen Gefährten zurück.

„Laß ihn gehen, Aaron Levi.“

Der Knabe ging mit dem Mädchen.

„Er wird uns verrathen“, sagte Aaron Levi.

„Schaute“, erwiderte ihm Schlom Bendix. „Er hat Muth und Stolz und verräth keinen Menschen. Wir werden ihn noch viel gebrauchen können, wenn er nicht heute Nacht todtgeschossen wird. Es sollte mir leid thun.“

„Waih, Schlom Bendix, Du bist ja besorgt um ihn wie um ein Söhnchen.“

„Es sollte mir leid thun für uns“, sagte Schlom Bendix.

„Du hast Dich mit den Juden eingelassen“, sagte das Mädchen zu dem Knaben.

„Zettchen“, erwiderte der Bursche, „liebes Zettchen, Du kennst mich doch noch.“

„Du warst immer etwas leichtsinnig, Bernhard. Wie oft habe ich Dich warnen müssen!“

Du hattest mich doch immer lieb, Zettchen.“

„Weil Du brav warst.“

„Und ich bin es geblieben.“

„Wollen die Juden Dich nicht jetzt zu etwas Schlechtem verführen?“

„Ich soll ihnen nur den Weg zum Schmuggeln zeigen.“

„Ist das nicht schlecht? Ist das nicht von der Regierung verboten?“

„Ja, Fetzchen“, sagte der Knabe, „warum ist es von der Regierung verboten? Warum hat die Regierung die hohen Zölle auf Alles gesetzt, was die Leute nöthig haben? Kleider und Essen und Trinken, Alles muß Zoll bezahlen und wird theurer für die Armen.“

„Die Regierung muß doch Geld haben, Bernhard.“

„Ja, das sagen die von der Regierung, aber andere Leute sagen anders. Da war ich noch gestern in Borgentreich; da sprachen die Leute auch von der Sache und sie meinten, man solle nur den Edelmann besteuern wie den Bürger und Bauer, dann habe man alle die Zölle an den Grenzen nicht nöthig. So sei es ja auch in der französischen Zeit gewesen. Aber jetzt sei gerade der reiche Edelmann frei und der arme Mann müsse bezahlen; er müsse doppelt bezahlen, die Steuern und die Zölle; denn gerade auf das Nothwendigste werde der größte Zoll gelegt. Da wehre man sich nur seiner Haut, wenn man schmuggle.“

Der Knabe hatte das Mädchen nicht bekehrt.

„Ueberlaß Du das Wehren andern Leuten“, sagte sie.

„Wenn ich aber dabei Geld verdiene, Zettchen?“

„Geld für — Bernhard, hast Du an Deine Mutter gedacht?“

„Für sie thue ich es ja, Zettchen. Weißt Du, wie viel mir die Juden für die heutige Nacht geben? Dreißig baare Thaler! Es ist ein Kapital!“

Die Kellnerin erschraf.

„Bernhard, Bernhard, für so viel Geld bringen sie Dich in große Gefahr. Da gilt es Dein Leben. Bedenke, wenn Deine Mutter Dich verlore. Die arme Frau hat so viel Leiden und Du bist, Du warst immer ihr einziger Trost.“

Sie überzeugte aber auch den Knaben nicht.

„Ich habe keine Furcht, Zettchen. Ich kenne jeden Winkel im Gebirge und führe die Schmuggler auf Wegen, die noch kein Grenzbeamter gesehen hat.“

„Aber die Kugeln ihrer Büchsen fliegen weit.“

„Und in der finstern Nacht und zwischen den Bäumen unsicher.“

Sie waren an dem Hause angelangt.

Die Kellnerin schickte einen Knecht mit dem Wasser zu den Juden. Den Kaffee hatte die Köchin noch nicht fertig. Sie mußten darauf warten. Sie traten vor die Thür und wollten plaudern.

Aber sie konnten nicht.

Der Offizier, dem der Domherr von Aschen am andern Ufer der Diemel begegnete, war in dessen Nachen herübergefahren und hatte eben deshalb kein „Hol' über!“ rufen müssen. So war man am Hause nicht früher auf ihn aufmerksam geworden, als bis er in der Nähe war.

Er sah vor dem Hause das hübsche Mädchen mit dem Knaben stehen; das mußte die Kellnerin sein oder er mußte von ihr über die Kellnerin Auskunft erhalten können. Er beschleunigte seine Schritte.

So sah ihn das Mädchen. Sie ging aufmerksam dem Eiligen entgegen.

„Was befehlen Sie?“ wollte sie fragen.

Da fragte der Offizier sie:

„Sind Sie die Mamsell Henriette Brand?“

Sie wurde roth. In ihrem Leben war sie noch nicht Mamsell titulirt worden. Wer hätte zu jener Zeit in Deutschland zu einer Kellnerin Mamsell gesagt! Dann kam ihr plötzlich ein anderer Gedanke; sie wurde blaß.

„Ich heiße Henriette Brand“, sagte sie mit zitternder Stimme.

„So habe ich einen Brief an Sie von dem Herrn Louis Becker, Lieutenant im fünfzehnten preußischen Landwehrrégiment.“

„Mein Herr!“ rief sie, und sie wurde schneeweiß und mußte sich auf den Knaben stützen, der neben ihr stand.

Der Offizier zog unter seiner Uniform eine kleine verschlossene Tasche hervor, schloß sie auf, nahm einen Brief heraus und übergab ihn der Kellnerin.

Ihre Hände konnten das Papier kaum halten. Sie wollte es öffnen, sie zerriß es fast. Aber lesen konnte sie es nicht.

„Er lebt?“ fragte sie nur den Offizier.

„Er lebt und ist frisch und munter.“

„Bernhard, lies Du“, sagte sie zu dem Knaben.

Sie gab ihm den Brief.

Es flimmerte ihr wohl vor den Augen.

Der Knabe wollte den Brief lesen, da rief die Köchin nebenan in der Küche des Hauses:

„Henriette, der Kaffee ist fertig.“

Und der diensttreuen Kellnerin flimmerte es nicht mehr vor den Augen.

„Ich komme“, rief sie zurück.

Sie nahm dem Knaben den Brief wieder aus der Hand; der Brief des Geliebten war ihr ein Heiligthum; der treue Freund ihrer Kindheit hätte ihr ihn wohl vorlesen dürfen, aber allein durfte er ihn nicht lesen.

Sie steckte den Brief in den Busen, eilte in die Küche und kam mit dem Kaffee zurück.

Da fiel ihr eine andere Pflicht ein, die sie vergessen hatte.

„O mein Herr“, sagte sie zu dem Offizier, „werden Sie mir nicht böse, daß ich Sie hier so stehen lasse. Ich bin im Augenblick wieder da.“

„Der Dienst geht vor“, lächelte der Offizier.

Sie eilte mit dem Kaffee zu den Juden.

Aber sie konnte nicht im Augenblick zurück sein.

„Was sind wir schuldig, Jungfer?“ fragte Aaron Levi.

Und sie konnte in all ihrer Herzensangst und Herzensfreude und Herzensverwirrung den Juden die richtige Rechnung machen und diese aufrecht halten und vertheidigen, als Aaron Levi in seiner Weise ihr Einwendungen und Abzüge machen wollte, und auch das Geld, das der Jude ihr gab, zählte sie genau nach und besah es Stück für Stück, ob es auch echt sei; denn, las man in ihrem Gesichte, diese Schmuggeljuden führen gern falsches Geld bei sich.

Aber dann flog sie zu dem Hause zurück, und hier mußte sie zuerst in ihr Stübchen gehen, um den Brief des Geliebten still und allein für sich zu lesen.

Als sie wiederkam, lag in ihrem hübschen Gesichte eine so selige, heilige und demüthige Freude.

Sie ging zu dem Offizier, der auf einer Bank vor der Thür saß.

„Nun?“ fragte er sie.

„Er lebt!“ sagte sie.

„Er hat Ihnen auch mitgetheilt, wie er Offizier geworden ist?“

„Sie würden es mir erzählen, schreibt er. Aber lassen Sie mich Ihnen vorher meinen Dank sagen, daß Sie den beschwerlichen Umweg hierher zu mir gemacht haben.“

„Liebe Mamsell“, sagte der Offizier, „einem so braven Kameraden, wie Ihr Bräutigam ist, zu Liebe macht man schon einen kleinen Umweg, und nun ich Sie gesehen habe, wünsche ich mir deshalb Glück. Hören Sie jetzt, was ich Ihnen erzählen soll. Es war gestern ein heißer Tag. Schon vorgestern hatte es angefangen. Aber das war nur ein kleines Vorspiel. Gestern Nachmittag um drei Uhr fing der rechte, furchtbare Kampf an. Es war bei dem Dorfe Ligny und den benachbarten Dörfern. Napoleon warf Massen auf Massen gegen die Preußen. Die Preußen unter Blücher hielten ihnen Stand; ich war in dem Hauptquartier des alten Helden. Es wurde mit Verzweiflung gekämpft. Bis fünf Uhr hatten die Franzosen noch keinen einzigen Vortheil gewonnen. Da führte Napoleon seine ausgeruhten Garden in die Schlacht. Blücher hatte ihm nur seine ermüdeten Soldaten entgegenzustellen. Er hatte das Bülow'sche Corps erwartet; es kam nicht. Da war der Kampf kein gleicher mehr. Zwanzigtausend Preußen bedeckten das Schlachtfeld. Blü-

cher mußte sich zurückziehen. Die französischen Kürassiere drangen unaufhaltsam vor. Er warf sich ihnen persönlich entgegen mit tausend Reitern, die er noch schnell zusammenbringen konnte. Mit seinem Pferde stürzend, wurde er zwar vor der Gefangenschaft gerettet, durch ein Wunder fast, aber die Schlacht war verloren. Und in allem diesem Gewühl und Schrecken und in den eigenen Gefahren, die ihm drohten, hatte der tapfere Feldherr das Einzelne nicht übersehen. So auch nicht, wie ein junger Landwehr-Unteroffizier durch eine That der Kühnheit und der Geistesgegenwart ein ganzes Bataillon rettete. Das Bataillon hatte Befehl erhalten, durch einen Hohlweg zu marschiren, um auf dessen anderer Seite auf eine französische Truppe loszubrechen. Als die Leute auf dem Wege sind, gewahrt sie eine Escadron französischer Lanciers. Wie ein Blitz fliegt die ganze Escadron, der Chef an der Spitze, nach dem Wege. Sie wollen die Menge, die in dem tiefen, engen Wege sich nicht vertheidigen, sich kaum rühren kann, überreiten, umzingeln, niederstechen, niederhauen. Hundert Schritt davon ist ein Bataillon des fünfzehnten Landwehrregiments im Gefecht mit den Franzosen. Eine Compagnie ist vom Feinde durchbrochen. Ein Unteroffizier commandirt die eine Hälfte, der Unteroffizier Becker. Zwei Offiziere waren schon gefallen; der muthige Hauptmann der Compagnie, der sich

zu weit vorgewagt hatte, war von den Franzosen umzingelt und gefangen genommen worden. Der Unteroffizier Becker sucht sich mit der andern Hälfte der Compagnie wieder zu vereinigen. Da sieht er die französischen Lanciers nach dem Hohlwege fliegen; er sieht in dem Wege die Spitzen der Bajonette der Preußen. Er gewahrt die Absicht der Franzosen und gibt seinen Plan der Vereinigung mit seiner Compagnie auf. „Mir nach, Jungen!“ ruft er. Sie rennen nach dem Hohlwege. Sie werden nicht verfolgt, da die Franzosen genug mit den Andern zu thun haben. Dem Hohlweg zur Seite ist ein Gebüsch. In dieses wirft sich Becker mit seinen Leuten. Verborgen von dem Strauchwerk erwartet er die Lanciers. Er läßt sie ganz nahe herankommen. Auf einmal stürzt er hervor. Seine Leute geben eine, zwei, drei Salven. Er selbst war auf den Chef der Escadron zugesprungen, hatte sein Gewehr auf ihn abgeschossen, ihn verwundet, daß er auf dem Pferde schwankte. Die ganze Escadron kam in Verwirrung, glaubte wohl das ganze Gebüsch besetzt und macht Kehrt, bevor die dritte Salve gegeben war. Das preußische Bataillon war gerettet. Der alte Blücher hatte es mit seinen scharfen Augen von weitem gesehen und ein Adjutant mußte zu dem muthigen und entschlossenen Unteroffizier fliegen und ihn mit seinem Häuflein zu dem Feldmarschall entbieten, und

als sie bei ihm ankamen, fragte er den Unteroffizier: „Unteroffizier, wie heißt Er?“ Und als der Unteroffizier seinen Namen genannt hatte, rief der General: „Zungen, folgt Eurem Lieutenant!“ Und zu Becker sagte er: „Lieutenant Becker, führen Sie ferner Ihre Leute so tapfer und so klug!“ Ich war dabei, Mansell, als es geschah, mit einer Menge von Offizieren. Und allen schlug das Herz höher. Mit einem Hurrah flogen der Lieutenant Becker und seine Leute in den Kampf zurück. Bald darauf mußten wir retiriren. Alle Wunder der Tapferkeit, welche die braven Preußen verrichteten, hatten den Sieg nicht erringen können. Als der Feldmarschall unrettbar die Schlacht verloren sah, schickte er nach allen Seiten Kuriere ab, um zu melden, was geschehen sei und was in den nächsten Stunden und Tagen geschehen solle, damit das Gerücht nicht übertreibe und keine Muthlosigkeit eintrete. Denn die Hoffnung und den Muth gibt der alte Blücher nimmer auf, und der Sieg wird ihm doch zuletzt bleiben. Mich sandte er zu meinem Kurfürsten nach Kassel, um zugleich zu melden, wie die Hessen in dem heißen Gefecht bei Quatrebras sich brav gehalten haben. Als ich abreisen wollte, traf ich noch einmal den Lieutenant Becker. Es war ihm gelungen, sich mit seinem Regimente wieder zu vereinigen. Er hörte von meinem Auftrage. Da kam er an mich heran.

„Nehmen Sie ein Zettelchen für mich auf den Weg nach Kassel mit?“

„Mit Freuden, wenn es mich nicht zu lange aufhält.“

„Es wird nicht.“

Er nannte mir die Dahlheimer Sägemühle, beschrieb mir den Weg dahin, nannte mir Sie, setzte sich an die Trommel eines Tambours, nahm aus seiner Briefftasche ein Blatt Papier und eine Bleifeder, und in drei Minuten war das Billet fertig. Er war schnell in Allem, zu schreiben wie den Feind anzugreifen und niederzuwerfen.“

Der Offizier schloß seine Mittheilung.

„Er lebt!“ sagte das Mädchen zum dritten Male.

Dann trat doch die Sorge in das vor Glück und Freude so schön glänzende Gesicht.

„Aber der Krieg ist noch nicht zu Ende? Es werden noch viele Schlachten sein?“ fragte sie den Offizier.

„Aber das Glück steht dem Muthigen bei!“ antwortete ihr der Offizier.

Er mußte weiter, er mußte scheiden.

Er war ebenfalls ein rascher, entschlossener Mann. Während die Kellnerin vorhin durch die Juden aufgehalten war, hatte er zugleich den Lohnkutscher, der den Domherrn hergefahen, gedungen, ihn nach Hofgeismar zu bringen, wo er Extrapost nach Kassel fand.

Er nahm von der Kellnerin Abschied.

„Was soll ich dem Lieutenant Becker sagen, Mamsell? Ich bin in drei Tagen wieder bei ihm.“

„O tausend, tausend Grüße, mein Herr, und daß mein Herz immer bei ihm ist und meine Seele stündlich für ihn betet.“

„Und Gott wird Ihre Gebete erhören.“

Der Offizier reichte ihr die Hand und sprang in den Wagen; der Wagen jagte mit ihm davon.

Die Kellnerin aber, die Braut des preußischen Lieutenants, mußte in dem Hessenlande die Gäste bedienen, die neu gekommen waren, und sie hatte nicht einmal Zeit, über das Alles nachzudenken, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte und was ihr doch das Herz erfüllte und abdrücken wollte.

„Am Abend, wenn ich im Bette bin!“ vertröstete sie sich selber. Wie müde sie am Abend sein mußte, wenn sie den ganzen Tag von früh sechs bis zur Mitternacht hin gewirthschaftet und keinen Augenblick Ruhe gehabt hatte, und wie sie am andern Morgen um sechs schon wieder auf ihrem Plaze sein müsse, daran dachte sie nicht und es hinderte und störte auch gewiß am Abend ihre Gedanken nicht.

Eine Sorge machte ihr der Bursche Bernhard Henke. Ihr Herz, wie voll es war, hatte seiner nicht vergessen.

Sowie sie wieder einen Augenblick Zeit hatte, wollte sie ihn ermahnen. Da kam der Knabe zu ihr gesprungen.

„Ich muß fort, Fetzchen, mit meinen Juden.“

„Bernhard, Bernhard, kannst Du denn nicht von ihnen bleiben?“

„Ich muß meiner Mutter die dreißig Thaler bringen.“

„Und wenn Du ihr das Unglück ins Haus bringst? Wenn sie Dich ihr als Krüppel, als Leiche in das Haus tragen müßten?“

Der Knabe wurde doch nachdenklich.

„Du weißt, wie ich Dich liebe“, sagte das Mädchen zu ihm.

„Ich weiß es, liebes Fetzchen.“

„Ich hatte Dich schon so lieb, als wir noch Kinder waren. Erinnerst Du Dich, wie wir da immer beisammen saßen?“

„Wie werde ich das vergessen, Fetzchen!“

„Wir hüteten die Kühe zusammen, Du die aus Deinem Dorfe, ich die aus dem meinigen. Die Weiden der beiden Dörfer grenzten an einander. In der tiefen Schlucht zwischen den Bergen trafen wir uns. Die Kühe grasten über uns an den Bergwänden. Wir beide spielten unten oder erzählten uns. Es war so still um uns her, und wir waren so allein; wir sahen oft in drei Wochen keinen Menschen.“

„Und doch wurde uns die Zeit nicht lang, Zettchen; Du wußtest alle die schönen Geschichten.“

„Und Du erzähltest mir von Deiner Mutter.“

„Und Du hattest von Deinem Vater lesen und schreiben gelernt, und Du warst größer und älter als ich, und da mußte ich bei Dir in die Schule gehen.“

„Und Du, Bernhard, theiltest Dein Brod mit mir, Du hattest mehr als ich.“

„Und Du, Zettchen, bauest für uns die dicke Hütte von Zweigen und Moos, wenn der Regen so kalt wurde und der Schnee fiel.“

„Die Hütte bauten wir zusammen, Bernhard, und wir wärmten uns darin einander.“

„Du mich, Zettchen, und —“

Auf einmal brach der Knabe ab.

Du willst mir das Herz weich machen, Zettchen“, rief er. „D thue es nicht. Ich kann Dir nicht folgen, diesmal nicht.“

„Ist es Dir gar nicht möglich, Bernhard?“

Er kämpfte doch mit sich.

„Höre, Zettchen“, sagte er dann aber, „auf schlechten Wegen gehe ich nicht, das habe ich Dir schon vorhin gesagt; da wird denn auch das Glück zu mir halten. Etwas wagen muß der Mensch dabei, das thut ja auch Dein Bräutigam, von dem Dir der Offizier erzählte. Er ist

selbst Offizier geworden, und die Kugeln werden ihn Dir nicht nehmen, und ich sehe Dich schon als Frau Lieutenantin. Boz Wetter, Zettchen, das wird eine Freude sein, für Dich und für mich. Und nun lebe wohl, mein liebes Zettchen. Da ich einmal weiß, daß Du hier bist, werde ich oft zu Dir kommen, wenn Du nichts dagegen hast."

„Komm Du alle Tage, lieber Bernhard. Und nun gehe nur mit Gott.“

Der Knabe eilte zu den Juden zurück, die auf ihn warteten. Mit ihnen und mit Konrad Maurer, den sie aufgeweckt und wieder nüchtern gemacht hatten, verließ er die Sägemühle. Sie ließen sich nicht über die Diemel setzen. Sie gingen den Fluß hinunter, wohl um die Stellen aufzusuchen, an denen sie ihn in der Nacht für ihr Schmugglergeschäft am sichersten passiren konnten.

Die Kellnerin sah dem Knaben noch eine Weile mit ihrem besorgten Gesichte nach. Ihre Besorgniß mochte nicht ihm allein gelten. Die Gefahr, der sie ihn entgegengehen sah, führte ja ihre Gedanken so nahe auf alle die tausend Gefahren, die ihren Geliebten, ihren Bräutigam umgaben. Aber dem jungen liebenden Herzen fehlt niemals die Hoffnung, und mit der Hoffnung zog ihr die Freude wieder in die Brust und in das hübsche, frische, glückliche Gesicht.

Und so ging sie wieder ihrem Dienste nach und bediente flink und freundlich die Gäste, die da waren und die hinzukamen.

Hinzukamen aber eine Menge Badegäste aus dem benachbarten Hofgeismar in einer ganzen Reihe von Wagen. Der Domherr von Achen hatte sie schon angezeigt als eine lustige Gesellschaft, die sich hier einen vergnügten Abend machen, gar tanzen wolle, tanzen, während Tausende armer Menschen dahinten auf den Schlachtfeldern verbluten mußten.

Die Angekommenen waren wohl von der vornehmsten Gesellschaft des Bades. Freilich! Herren und Damen, auch junge, eben zum Tanzen.

Gisbertine, Freifräulein von Achen, hatte sich am Morgen nach ihrer Ankunft zu Hofgeismar in der Badegesellschaft umgesehen und die Gesellschaft sehr langweilig gefunden.

„Das ist zum Sterben, zum Entsetzen langweilig hier“, sagte sie schon des Mittags bei Tische.

Einer ihrer Onkel, der General von Steinau, widersprach ihr nicht — er durfte es wohl nicht — er wagte nicht einmal eine Bemerkung.

„Es wird sich schon geben, liebes Gisbertinchen“, sagte er nur begütigend, „wenn Du hier näher bekannt geworden bist.“

Aber auch das war dem Fräulein schon zu viel.

„Kenne ich denn diese Menschen nicht schon?“ rief sie. „Oder wären sie etwa so erhabene Geister oder tiefe Gemüther, daß man sie wochen- oder gar monatelang studiren müßte?“

Der tapfere General nahm seinen Rückzug.

„Ich meinte ja nur, liebes Gisbertinchen!“

Der andere Onkel des Fräuleins aber, der Domherr von Aichen, sagte mit seiner größten Ruhe:

„Du wolltest ja hierher, Gisbertine!“

Seine Bemerkung schlug aber das Fräulein nicht.

„Und warum?“ fragte sie.

„Du schriebst mir, um meinetwillen.“

„Und so war es. Ich hatte mir gedacht, wo mein gelehrter, geistvoller, witziger und bei dem Allem so hocharistokratischer, den hohen Würdenträgern seiner Kirche und dem stolzen Adel seiner rothen Erde angehöriger Domherr Reichsfreiherr von Aichen seit vielen Jahren, seit den Jahren seiner Jugend seine Sommer zugebracht habe, da müsse die interessanteste, die geistreichste, die eleganteste, die lebenswürdigste Gesellschaft von der Welt sein. Und was fand ich? Der Onkel Steinau meint zwar, ich solle warten, Gott weiß, wie lange, bis ich diese Menschen genauer kennen gelernt hätte. Aber was ist an ihnen genauer kennen zu lernen? An dieser langen,

steifen Gräfin Biereck mit ihren beiden ebenso langen Töchtern, die selbst aussieht wie eine Hopfenstange mit einer Hahnenfeder oben auf und deren Töchter langen Reiherfräuleins gleichen, Comtesse Leontine einem braunen und Comtesse Adelgunde einem grauen! Ein richtiges Reiherweibchen oder Fräulein hat nur bessere Farben. Oder sollte sich mein mitleidiges Herz an jenes blasse alte Fräulein Emerentia von Gansauge schmiegen, die mich schon gleich in der ersten Viertelstunde heute Morgen in Beschlag nahm, um mir von den Qualen eines liebenden Herzens zu erzählen, das dahinten in dem wilden grausamen Schlachtengetümmel seinen Geliebten wisse? Ich sollte glauben, es sei ihr Herz, und sie ist so alt und welk und häßlich, daß ich schwöre, sie könnte nicht einmal mehr für einen Donquixote als Dulcinea dienen. Aber ah, der Graf von Westernitz ist noch da, und er ist gar ein Gardelieutenant und die Husarenuniform sitzt ihm so superbe, und sein Gesicht ist so blaß und er hustelt so anmuthig, und er ist so unglücklich, daß seine franke Brust ihn hindert, an dem gegenwärtigen glorreichen Feldzuge, an den unsterblichen Thaten und Siegen unserer Truppen Theil zu nehmen, und doch ist er wieder so glücklich, und er könne es so stolz sagen, und er sagt es so bescheiden, daß er dieses Brustleiden nur Anstrengungen und Strapazen der vorjährigen Campagne zu verdanken habe; in

den Sümpfen und Moräften vor Laon habe er es sich geholt. Und als ich ihn dann fragte, ob er die Schlacht bei Laon noch habe mitmachen können, da durfte er mir doch stolz antworten, das sei eben sein Unglück gewesen, daß am Tage dieser Schlacht die Fieber ihn schon niedergeworfen hatten, sodaß er an ihr keinen Theil nehmen durfte. Aber am Tage nachher oder noch am späten Abend der Schlacht habe er den ruhmvollen Auftrag erhalten, die Siegesbotschaft in die Heimat zu bringen, was ihn freilich den fernern Kämpfen entzogen, aber doch in Anbetracht, daß er ganz allein durch feindliches Land habe ziehen müssen, was sehr gefährlich für ihn gewesen sei, ihm später das eiserne Kreuz eingebracht habe. Aber ich sehe, Du wirfst ungeduldig, Onkel Steinau. Ist der Graf Westernitz in seiner Bescheidenheit zu weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben? Hat er sich vielleicht um jener Siegesnachricht willen durch die ganze französische Armee hindurchschlagen müssen?"

Der alte stramme General hatte in der That Ungeduld gezeigt und wagte jetzt sogar eine Bemerkung, die herb, obwohl in milde Worte eingekleidet war. Die Nichte mußte harte Worte für ihn gesprochen haben.

„Ich wünschte, liebe Gisbertine“, sagte er, „daß Du von einem Offizier der Armee mit ein wenig mehr Achtung sprächest. Du hast ja ein so gutes Herz, und

ein gutes Herz sollte immer nur ein mildes Urtheil haben."

Fräulein Gisbertine schwieg auf die Bemerkung; sie mochte an dem alten General eine Seite kennen, nach der hin sie ihm nicht widersprechen durfte.

Sie wandte sich an den Domherrn.

„Soll ich in meinen Crayons über Deine interessante Gesellschaft fortfahren, Onkel Florens?“

„Wenn es Dir Vergnügen macht!“

„So fallen mir zuerst die beiden schweren und mit schweren goldenen Ketten beladenen alten Damen ein. Sie sind wohl Banquierfrauen aus Kassel oder Braunschweig?“

„Kaufmannsfrauen, die eine aus Kassel, die andere aus Braunschweig.“

„Also bürgerlich?“

„Hättest Du sie lieber adlig?“

„Fi done, eine adlige Kaufmannsfrau!“

Dann schwieg das Fräulein. Sie versank in Nachdenken.

Der General hob die Tafel auf.

„Gehen wir in den Garten?“ fragte er.

Er nahm seine Krücken.

Sie gingen zusammen in das Gärtchen, in dem das Haus lag.

Der General suchte dort eine schattige Laube auf, um darin seinen Mittagsschlaf zu halten.

„Pfliegst Du auch nach Tische zu schlafen?“ fragte der Domherr das Fräulein.

„Nein“, antwortete sie auf die boshafte Frage.

„So huldige mit mir einem weisen Domherrnspruche.“

Sie erwiderte ihm nichts. Sie schien plötzlich böser Laune geworden zu sein. Warum? Wer darf bei Damen nach dem Warum ihrer Laune fragen?

Der Domherr achtete nicht darauf.

„Du fragst mich nicht nach dem weisen Spruche?“

Sie antwortete wieder nicht.

„So höre ihn ohne Frage: Post coenam stabis aut passus mille meabis; das heißt auf Deutsch: Nach der Tafel wirst Du stehen oder langsam tausend Schritte gehen — und es hilft zur Verdauung. Gehen wir die tausend Schritte.“

Das Fräulein setzte sich zur Antwort auf eine Bank, die in der Nähe stand.

Der Domherr setzte sich zu ihr, und dann sprach er zu ihr:

„Gisbertine, wie ist es denn? Macht der Mensch dem Herzen Vorwürfe oder das Herz dem Menschen?“

Das Fräulein antwortete:

„Onkel Florens, überlassen wir das den Menschen und den Herzen, die sich Vorwürfe zu machen haben.“

„Um, Gisbertine, welcher Mensch hätte sich keine Vorwürfe zu machen?“

„Da hast Du ja selbst Deine Frage beantwortet, Onkel!“

„Ah, der Mensch mache sich selbst die Vorwürfe, meinst Du? Nun, Du kannst Recht haben. Das Gewissen ist es doch am Ende, was dem Menschen die Vorwürfe macht, und das Gewissen ist der Mensch selbst, nämlich der bessere Mensch.“

„So sagt man ja wohl.“

„Gisbertine, in Deinem Briefe, der mich hierher rief, stand, daß Du Dich sehntest, mich wiederzusehen.“

„Ich glaube, so stand darin.“

„Und so schrieb wohl die bessere Gisbertine an mich.“

„Und die schlechtere hast Du hier gefunden?“

„Gisbertine, hast Du mir noch immer nichts zu sagen?“

„Nein!“

„Bon Gisbert, von Deinem —“

„Sprich den Namen nicht aus!“ fuhr das Fräulein auf, heftig, glühend roth, dann leichenblaß in dem schönen Gesichte.

„Ah“, sagte der Domherr. „Ah, darf Dein Herz oder Dein Gewissen den Namen nicht hören?“

Sie zuckte die Achseln, wie verächtlich.

„Ich sagte Dir, daß ich einen Brief aus Namur von ihm hätte“, fuhr der Domherr fort.

„Du sagtest es.“

„Und daß er eine Schlacht erwarte.“

„Ich glaube.“

„Die Schlacht ist im Gange, Gisbertine.“

„Hättest Du Nachrichten über sie?“

„Ja. Erinnerst Du Dich unserer westfälischen Haiden noch, Gisbertine?“

„Der Langenweile erinnert man sich lange.“

„Sie haben auch ihre Unterhaltung, diese Haiden. Man sieht zum Beispiel weit und man hört auch weit auf ihnen. Und mit dem Hören auf ihnen ist es eigen man hört es tief unten und es ist doch oben. So fuhr ich gestern in der Frühe des Morgens über die Haiden zwischen dem Rhein und dem alten Münster. Da sah ich Menschen, die schon mit dem Aufgange der Sonne zur Arbeit ausgezogen waren. Aber sie arbeiteten nicht, sie lagen mit dem Ohr an der Erde und horchten in die Tiefe hinein. Es waren die Männer, die horchten. Die Frauen standen mit bleichen Gesichtern dabei und drückten die Kinder an die bebenden Herzen.“

„Was habt Ihr da, Ihr Leute?“ fragte ich.

„Die Unserigen schlagen sich mit den Franzosen, Herr!“

„Wie?“

„Steigen Sie aus, so können Sie es hören.“

Ich stieg aus, ich legte mich hin wie sie und hörte den Donner der Kanonen, wie er weit hinten in dem fernen Westen aufschlug und unter der Erde fortrollte, dreißig Meilen weit in einer Minute. Und die Haide zitterte unter mir, und mein Herz zitterte mit ihr und den bebenden Frauen. All das gräßliche Morden und Jammern und Stöhnen und Beten und Fluchen und Sterben des Schlachtfeldes stand vor mir. Und auch Gisbert —“

„Onkel, höre auf!“ rief Gisbertine.

Sie bebte an seiner Seite; sie war bleich geworden wie die Frauen auf der Haide.

„Ah“, sagte der Domherr noch einmal.

Er hätte das Wort nicht sagen sollen.

Das Fräulein sprang auf, heftig noch. Sie ging auch noch ein paarmal mit hastigen Schritten durch das Gärtchen. Dann kehrte sie langsam und ruhig zu dem Domherrn zurück.

„Onkel Florenz, trinkt man hier in Gesellschaft den Nachmittagskaffee?“

„O ja, beim Kurhause.“

„Führst Du mich hin? Der Dunkel Steinau trinkt seinen Kaffee allein.“

Der Domherr führte sie zum Kurhause.

„Und Gisbert?“ fragte er unterwegs.

„Wir haben ja später Zeit, von ihm zu sprechen.“

Am Kurhause saßen unter schattigen Bäumen einzelne Gruppen der Gesellschaften des Bades an einzelnen Tischen beim Kaffee. Der Domherr führte das Fräulein zu seinen Bekannten. Es war jene Gesellschaft, von der sie ihm bei Tische ihre Skizzen entworfen hatte, die sie also gleichfalls schon kannte, von der sie gekannt war.

Auch der Graf Westernitz war da, der blasse Husarenlieutenant, dem die knappe Uniform so hübsch stand und der so anmuthig husten konnte.

In sein Gesicht zog Glück ein, als er das schöne Fräulein sah. Er sprang auf, ihr entgegen.

„Wie glücklich machen Sie uns, mein gnädiges Fräulein!“

„Auch Sie, Herr Graf?“

„Sie fragen!“

Er küßte ihr die Hand.

„Es freut mich“, sagte sie. „Denn ich glaube, Sie sind der einzige vernünftige Mensch hier.“

Der Lieutenant lachte.

„Mein Fräulein, dann wäre ich ja der einzige Mensch

hier; denn der Mensch ist das mit Vernunft begabte Thier."

"O weh, lieber Graf, Sie decimiren die Menschheit."
Der Graf lachte wieder.

"Ein köstlicher Witz, auf Ehre!"

"Sprechen wir von ernstern Dingen, Herr Graf."

"Gnädiges Fräulein befehlen?"

"Tanzen Sie?"

"Welche Frage!"

"Gibt es hier Bälle?"

"Leider nein."

"Landpartien?"

"Sie lassen sich arrangiren."

"Arrangiren Sie eine."

"Für heute wäre es zu spät."

"Zu morgen Nachmittag."

"Die Wahl des Ortes überlassen Sie mir, gnädiges Fräulein?"

"Ich bin hier noch völlig unbekannt."

"Ah, ich kenne hier einen reizenden, romantischen, superben Platz, versteckt zwischen hohen Bergen, durchrauscht von einem wilden Gebirgsfluß, die Dahlheimer Sägemühle."

"Kann man dort tanzen?"

"Auf einem wundervollen Rasenteppich."

„Vortrefflich! Also zu morgen Nachmittag und Abend. Mit meinen beiden Oheimen mache ich die Sache ab.“

Damit war zwischen den Beiden die ganze Sache abgemacht.

An demselben Tage sagte Fräulein Gisbertine zu den beiden Oheimen nichts mehr.

Am folgenden Tage entschuldigte sich der Domherr bei dem General, daß er nicht des Mittags zu Tische kommen werde; er werde früher und allein essen, da er einen Besuch im Gebirge zu machen habe.

„Kommst Du vielleicht an der Dahlheimer Sägemühle vorbei, Onkel Florens?“ fragte ihn da das Fräulein.

Er sah sie verwundert, beinahe verlegen an. Wußte sie von seinen Geheimnissen?

„Ja“, antwortete er.

„So könntest Du mir einen Gefallen erweisen. Wir machen gegen Abend eine Partie dahin. Die Leute werden auf eine größere Gesellschaft nicht vorbereitet sein. Würst Du so freundlich, uns ihnen anzumelden?“

„Heute?“ rief der Domherr.

„Warum nicht? Wir wollten einmal tanzen.“

„Ah, Du und der Herr Graf Westernitz?“

„Ja.“

Der Domherr sagte nichts weiter. Der General war

zugegen, und in dessen Gegenwart wollte er wohl der Nichte keinen Vorwurf machen und kein hartes Wort sagen.

Er ging.

Aber das Fräulein folgte ihm aus dem Zimmer in das Gärtchen.

„Wir haben schönes Wetter zu unserer Partie, Onkel Florens“, sagte sie draußen.

Der Domherr blieb stehen.

„Bist Du mir darum gefolgt, um mir das zu sagen?“

„Es wäre möglich.“

„Es ist aber nicht so. Dein Gewissen hat Dich hinter mir hergeschickt.“

„Kennst Du mein Gewissen so genau?“

„Ja. Und ich will Dir auch noch mehr von ihm und von Dir sagen. Um es zu betäuben, willst Du heute dahinten tanzen.“

„Lieber Onkel Florens, Du mußt mich oder mein Gewissen für sehr ordinär halten.“

Damit kehrte Gisbertine in das Zimmer zurück und ließ den Domherrn seiner Wege gehen.

„Du wirst doch unsere Partie mitmachen, lieber Onkel?“ fragte sie den General.

„Wenn Du meinst, Gisbertinchen.“

Die Sache war in Ordnung.

Der Graf Westernitz hatte eine reizende Partie arrangirt.

Es war so schön in der Schlucht der Sägemühle, so sonnig und so schattig, so still und so heimlich, und das Echo der Berge gab das laute Scherzen und Lachen so fröhlich zurück. Für Musik war auch gesorgt, und der feine grüne Rasenplatz zwischen den duftigen Linden und den gelben Weiden an dem Ufer der rauschenden Diemel war ein Tanzsalon, wie keine Kunst ihn einladender hätte schaffen können. Fräulein Gisbertine war die Königin des Tages und des Abends, und der Graf Westernitz war ihr Anbeter. Der Graf war und blieb glücklich. Das Fräulein wurde auf einmal mitten im Tanze still, machte ein langweiliges Gesicht, trat aus der Tanzreihe und setzte sich zur Seite unter einen Lindenbaum. Der Graf, ihr Tänzer, mußte ihr folgen.

„Sie sind unwohl, gnädiges Fräulein?“

„Nein.“

„Sie langweilen sich?“

„Ja.“

„Wodurch kann man Sie zerstreuen, aufmuntern?“

„Dadurch, daß Sie mich allein lassen.“

„Hätte ich Sie beleidigt?“

„Nein. Ich wünsche nur allein zu sein.“

Und um es zu sein, stand sie auf, ging den Strom

aufwärts und setzte sich hinter der alten Sägemühle auf einen alten Weidenstamm, dessen Wurzeln im Wasser standen. Dort sah sie in das Wasser hinein.

Der Graf hatte ihr nicht folgen dürfen. Er kehrte aber auch nicht zum Tanze zurück. Er setzte sich auf den Platz, auf dem sie gegessen hatte, und träumte und träumte glücklich. Ein junger hübscher Gardelieutenant hat ja wohl, wenn er es auch nicht selbst erlebt hat, von schnellen Siegen über Damenherzen gehört und wie ein verliebtes Herz gern launisch wird und die Einsamkeit sucht.

Auf dem Tanzplatze fielen freilich andere Urtheile. Die Abwesenheit des Paares, das die Seele der Partie war, hatte eine gewisse Leere und Stille hervorgebracht; als der Tanz beendigt war, wollte kein zweiter beginnen. Die Herren, ein paar bausbäckige hessische Landjunker, der schwächliche Sohn der Kaufmannsfrau aus Braunschweig und so weiter, hatten nicht die Lust oder das Zeug, etwas anzufangen. Die jungen Damen saßen verdrießlich bei den Müttern.

„Das Fräulein von Aschen scheint unglücklich zu sein, Mütterchen“, sagte die lange braune Comtesse Leontine Biereck zu ihrer langen, dünnen Mutter.

„Sie kommt mir vor, als wenn sie eine unglückliche Liebe hätte“, sagte ihre Schwester, die graue Comtesse Adelgunde.

Die Mutter der beiden jungen Damen zuckte mit-
leidig die Achseln.

„Dieses Fräulein Gisbertine oder Gisbertinchen ist
eine eigensinnige Pröze, der anstatt einer unglücklichen Liebe
im Kopfe und im Herzen — wenn sie ein Herz hat —
nur Launen und Capricen sitzen.“

„Ach liebe Mama, dann bedaure ich den armen Grafen
Westernitz; er scheint sie so innig zu lieben.“

„Der Graf Westernitz, mein Kind, ist ein eitler Narr,
der nur sich lieben kann.“

„Aber er kann doch so reizend arrangiren.“

„Unsere Herren werden es auch noch können.“

So war es. Die jungen Herren aus Kassel, Braun-
schweig und so weiter hatten die Köpfe zusammengesteckt,
Muth gefaßt, einen Galopp bestellt und flogen nun im
Galopp, ihre Damen zu engagiren.

Fräulein Gisbertine von Aichen saß unterdeß auf
ihrem Weidenstumpf und hatte das Ohr hinuntergeneigt
zu dem Rauschen des Flusses unter ihren Füßen und
das Auge emporgerichtet zu den hohen Bergen, die sich
unmittelbar ihr gegenüber an der andern Seite des Flusses
erhoben. Ihre Gedanken mochten ganz wo anders hin
schweifen. Sie saß lange so und ihre Augen wurden
trübe und ihre Brust bewegte sich.

Es nahte sich ihr Jemand.

Der Graf Westernitz hatte ihr doch folgen müssen, trotz ihres Verbotes.

„So tief in Gedanken, gnädiges Fräulein?“

„Wie Sie sehen.“

„Und darf man erfahren, was Sie beschäftigt?“

„Ich dachte darüber nach, warum wohl dießseits dieses Flusses Hessenland und drüben Westfalenland sein können Sie mir Auskunft darüber geben, Herr Graf?“

Der Graf sann darüber nach.

„O weh“, sagte das Fräulein. „Aber geben Sie sich keine Mühe, lieber Graf; wir lösen das Problem ein andermal. Kehren wir zu der Gesellschaft zurück, tanzen wir wieder.“

Sie erhob sich, sie nahm seinen Arm und wollte gehen.

Ein Geräusch hinter ihnen hielt sie zurück. Sie sahen sich um. Ein Wagen fuhr in die Schlucht, nicht auf der Seite von Hofgeismar her, sondern gerade auf der entgegengesetzten, von der der Fluß kam und der Weg aus dem benachbarten preussischen Westfalenlande führte.

Es war eine einspännige Bergchaise, hübsch, bequem; ein kleiner Kutscher in Livree lenkte sie; zwei Damen saßen im Fond; ein Herr saß ihnen gegenüber, er freilich nicht besonders bequem.

„Der Onkel Florens!“ rief das Fräulein Gisbertine.

„Und mit zwei jungen Damen? Und sie sind schön, seine Begleiterinnen, wenn auch die eine etwas gar zu jammervoll blaß aussieht. Aber was will er mit ihnen hier? Sie zu unserm Tanzvergnügen herführen? Hm!“

Der Domherr hatte sie gesehen; sie ging dem Wagen entgegen, mit dem Grafen.

„Werde ich nicht stören?“ hatte der Graf sie gefragt.

Ihre Antwort war ihr eigenthümlich bestimmtes
Nein!

Der Domherr hatte den Wagen halten lassen, war ausgestiegen und hatte die beiden Damen herausgehoben.

„Du führst uns liebenswürdige Gesellschaft zu, Dunkel Florens!“ sagte Fräulein Gisbertine. „Das ist reizend von Dir.“

„Hm“, erwiderte der Domherr, „zu Dir führe ich die Damen eigentlich nicht; ich kann Dich aber mit ihnen bekannt machen, wenn Du es wünschest.“

„Ich bitte darum“, mußte Fräulein Gisbertine sagen.

Welche andere Antwort mochte sie von den Lippen zurückdrängen müssen!

Und darauf stellte der Domherr gar sie zuerst seinen Begleiterinnen und dann erst diese ihr vor.

„Meine Nichte, Gisbertine von Nischen! — Wamsell Karoline Lohrmann — Madame Mahler!“

Mamsell, Madame! Dazu unbekannte Namen! Das Fräulein Gisbertine von Nischen oder, wie der Domherr sie auch wohl nannte, Dame Gisbertine wollte doch die Nase rümpfen.

„Hast Du die Kellnerin hier kennen gelernt?“ fragte der Domherr sie.

Das war dem Fräulein wohl gar zu viel.

„Ich bin nicht die Freundin von Kellnerinnen“, fuhr sie stolz heraus.

„Sie heißt Henriette Brand!“ sagte der Domherr.

„Meinetwegen!“

„Hm! Gisbertine, Du mußt sie kennen lernen. Ich führe diese Damen zu ihr. Du kannst uns begleiten.“

„Ich danke.“

„Danke nicht. Soll ich Dir sagen, warum ich diese Damen zu der Kellnerin führe?“

Fräulein Gisbertine durfte als Dame von Welt nicht nein sagen. Sie verhielt sich leidend und schweigend.

„Ich war vor ein paar Stunden schon hier“, fuhr der Domherr fort. „Wenn Du willst, in Deinem Auftrage, um Dich und Deine Gesellschaft anzumelden. Ich machte von hier meinen weitem Weg durch das Gebirge zu Fuße und mußte zu dem Zwecke mich über den Fluß setzen lassen. Dabei begegnete ich einem Offizier, der als Kurier aus dem Blücher'schen Hauptquar-

tier kam und zwar unmittelbar nach einer verlorenen Schlacht. Die Unserigen haben die Schlacht verloren, Gisbertine, und sie haben, wie der Kurier mir sagte, furchtbare Verluste erlitten. Ich konnte mit dem Mann nur einige Worte wechseln, denn er hatte eilig; er mußte bei Zeiten in Kassel sein; er hatte den Umweg über die Sägemühle gemacht, um jener Kellnerin einen Brief von ihrem Bräutigam, einem Offizier Blücher's, zu überreichen und ihr von ihm zu erzählen. Das erzählte ich nun meinem liebsten Kinde, meiner Pflgetochter Karoline hier und —“

Fräulein Gisbertine mußte die Mamsell Karoline Lohrmann auf die Worte des Domherrn ansehen.

Das schöne Mädchen war einen Augenblick roth geworden, aber nicht verlegen. Die Röthe des Gesichts zeigte nur das Glück ihres Herzens und erhöhte ihre Schönheit. Sie stand mit so freiem, edlem Anstande da wie eine Fürstin und doch so natürlich, so einfach wie die Mamsell Karoline Lohrmann!

So sah Fräulein Gisbertine sie, und sie mußte zu ihr hinaufsehen; denn die Mamsell war größer als das Fräulein, eine hohe, edle Gestalt, und auch schöner war sie, zumal in ihrer einfachen, stillen, klaren Ruhe. Mit welchen Gefühlen Fräulein Gisbertine sich das Alles sagen oder nicht sagen mochte — wer kann Herz und

Nieren einer stolzen, eigensinnigen, launischen Dame ergründen? Eins mochte sie sich vielleicht sagen, daß Adel, auch alter Adel, allein es nicht thue.

„Und“, fuhr der Domherr fort, „als ich der Karoline das erzählt, da hatte sie keine Ruhe mehr; ich mußte mit ihr und der Frau Mahler hierher fahren; sie mußte von der Kellnerin selbst Näheres hören, was der Bräutigam ihr geschrieben, was der Kurier ihr mitgetheilt hatte. Auch sie hat einen Bräutigam in der Blücher'schen Armee.“

Indem der Domherr das sagte, sah er seine Nichte so sonderbar an.

Sie mußte die Augen niederschlagen.

„Nicht wahr, Du begleitest uns, Gisbertine?“ sagte der Domherr.

„Wenn Du es erlaubst, Onkel Florens.“

Sie gingen zu dem Wirthshause.

Der Graf Westernitz war ihnen gefolgt.

Der Domherr hatte keine Notiz von ihm genommen. Nur als von der Schlacht die Rede war und von den Verlobten der Mamsell Karoline und der Kellnerin, hatte er einen flüchtigen Blick auf die reizende Uniform des jungen Herrn geworfen; der Graf hatte den seinigen gesenkt, doch etwas anders als gleich nachher Fräulein Gisbertine.

Als sie bei dem Rasenplatz anlangten, bog der Graf dahin seitab.

Der Domherr hatte seinen Blick nach dem Platze gerichtet.

Er sah seinen Verwandten, den General von Steinau, in der Nähe der Tanzenden unter einem der Lindenbäume sitzen, in eifrigem Gespräche mit einem hageren Präsidenten aus Kassel, der gleichfalls zu den Badegästen von Hofgeismar gehörte.

In dem Domherrn zuckte es auf.

„Gisbertine“, sagte er, „hast Du hier einen armen Menschen herumgehen sehen, lang, blaß, mit einem lahmen Fuße?“

„Nein, Onkel Florens.“

„Desto besser“, sagte der gutmüthige Domherr für sich.

Am Hause kam ihnen die Kellnerin entgegen. Sie war im Begriff, auf einem großen Präsentirteller Erfrischungen zu dem Tanzplatze hinauszutragen.

„He, nichts da!“ trat ihr der Domherr entgegen. „Jetzt gehören Sie uns, mein liebes Kind.“

„Aber die Gäste warten auf mich, gnädiger Herr.“

Der Domher wußte sich zu helfen.

Drei Bediente, die mit ihren Herrschaften aus dem Bade gekommen waren, standen zur Seite. Der Bediente des Generals von Steinau war darunter.

„Friedrich!“ rief der Domherr ihn zu sich. „Er vertritt mit seinen Kameraden dort auf ein halbes Stündchen die Stelle der Kellnerin. Euer Trinkgeld bekommt Ihr von mir.“

Friedrich kannte den Verwandten seines Herrn, vielleicht auch schon dessen Kronthaler. Der Präsentirteller der Kellnerin war schon in seinen Händen.

„Und nun, meine liebe Henriette —“ sagte der Domherr. Aber es fiel ihm plötzlich etwas Anderes ein.

„He, Kind, ist Ihr Vater noch hier?“

„Er ist auf ein Viertelstündchen fort; er wollte sich die Gegend ansehen.“

„So so! Führen Sie uns in die Laube, in der Sie mit ihm saßen.“

Die Kellnerin führte sie zu der Laube.

„Und nun — vor zwei Stunden war ein Kurier von der Armee bei Ihnen. Er brachte Ihnen einen Brief von Ihrem Bräutigam und Nachrichten von einer großen Schlacht. Sie wissen also Näheres darüber.“

„Die Unserigen“, antwortete die Kellnerin, „sind leider geschlagen und die Schlacht war sehr blutig.“

„Ja, ja, das wissen wir. Ihr Bräutigam steht bei einem westfälischen Regiment?“

„Beim fünfzehnten Landwehrregiment. Das Regiment hat sehr schwere Verluste erlitten.“

„So schreibt Ihnen Ihr Bräutigam?“

„Unmittelbar nach der Schlacht.“

„Hat er Ihnen einzelne Namen genannt?“

„Ja, Offiziere von seinem Regiment.“

„Zum Beispiel?“

Die Kellnerin mußte sich besinnen.

„Ah, Sie haben in der Aufregung die fremden Namen wohl vergessen! Hat er Ihnen nichts von einem Oberstlieutenant Friedrichs geschrieben? Der steht freilich bei einem andern Regiment.“

Durch das Gesicht der Kellnerin flog plötzlich eine Ahnung. Sie sah die drei Begleiterinnen des Domherrn eine nach der andern an.

Karoline Lohrmann war roth und blaß geworden.

„D“, rief die Kellnerin, „sind Sie die Mamsell von Ovelgönne?“

„Sie ist die Mamsell Karoline Lohrmann von Ovelgönne.“

„O Mamsell, wie freue ich mich! Sie sind der Engel der Gegend! Wie oft habe ich Ihren Namen gehört im Munde der Armuth! Ja, ja, mein Verlobter schreibt mir von Ihnen und von dem Oberstlieutenant Friedrichs, der aber Regimentscommandeur ist. Er schreibt mir nur Weniges in der Eile. So eben sei das Regiment des Herrn Friedrichs vorbeimarschirt; es sei eins der

letzten auf dem Kampfplatze gewesen; es habe entsetzlich viele Leute verloren, die Hälfte der Offiziere; der Oberstlieutenant selbst sei immer voran gewesen und mehrmals verwundet worden, aber nur leicht. Ich sollte es Ihnen sagen, Mamjell, schreibt mein Verlobter, denn er habe gehört, Herr Friedrichs sei Ihr Bräutigam."

Die Kellnerin erzählte mit dem Feuer des Glücks eines dankbaren, edlen Herzens.

"Der Bernhard Henke ist mein Jugendgespieler, Mamjell", fügte sie hinzu.

Karoline Lohrmann setzte sich in eine Ecke der Laube und weinte still.

Der Domherr aber hatte noch mehr Fragen an die Kellnerin.

"Hat Ihr Bräutigam Ihnen nicht von einem Herrn von Alchen geschrieben?"

"Nein!"

Fräulein Gisbertine schien aufzuathmen.

"Auch nicht" — Der Domherr kämpfte mit sich, er sah nach der Frau Mahler hin; das Gesicht der Frau war kreideweiß, ihre Augen starrten zu Boden, ihr Körper zitterte.

"Auch nicht von einem Hauptmann Mahlberg?"

"Er ist ja der Hauptmann meines Verlobten!" sagte die Kellnerin.

„Und?“

„Er war einer der ersten der Compagnie, die verwundet wurden. Er hatte eine Kugel in den Fuß bekommen. Man hatte ihn aus dem Gefechte getragen.“

„Und weiter?“

„Nachher hat mein Bräutigam ihn nicht wiedergesehen.“

Die Frau Mahler war auf die Bank zurückgesunken.

Karoline Lohrmann eilte zu ihr, nahm sie in ihre Arme und sprach ihr leise Worte der Aufrichtung zu.

Der Domherr suchte die Aufmerksamkeit auf Anderes zu lenken.

„Und nun, meine liebe Henriette, erzählen Sie mir, wie Ihr Bräutigam vorgestern auf dem Schlachtfelde selbst von dem alten Blücher zum Offizier ernannt worden ist. Aber lassen Sie nichts aus.“

Die Kellnerin erzählte und sie ließ in ihrem Stolze wie in ihrer Demuth nichts aus.

Als sie fertig war, küßte Karoline Lohrmann das hübsche Mädchen still.

Fräulein Gisbertine aber schien für den Augenblick sich nicht ganz mehr zurechtfinden zu können. Sie blickte so sonderbar bald auf die Mamsell Karoline Lohrmann, die einen Oberstlieutenant, einen Regimentscommandeur, bald auf die Kellnerin, die, wenn auch nur einen

Lieutenant, doch immer einen Offizier zum Bräutigam hatte. Sie kam aus Berlin, der Hauptstadt eines Militärstaats, in dem freilich nur der Offizier der Repräsentant der Armee war; sie hatte dort wahrscheinlich nur oder doch hauptsächlich in Kreisen gelebt, in denen der Offizier Alles, aber auch nur der Offizier etwas galt. Wie oft mochte sie von ihrem Onkel, dem alten General und dabei dem General der alten Schule, den Ausspruch gehört haben, nur das Porteépée mache den Mann, es mache aber alle zu Kameraden, den General wie den jüngsten Secondelieutenant! Wie oft hatte sie es selbst gesehen, daß der Lieutenant gleich dem General hoffähig war.

„Mein liebes Kind“, sagte der Domherr zu der Kellnerin, „nun hätte ich eine Bitte an Sie. Zu der Partie dahinten gehöre ich mit meinen Damen nicht. Wären Sie so freundlich, uns einige Erfrischungen hierher zu besorgen?“

Die Kellnerin war schon auf dem Wege und dann flink wieder da.

„Und nun habe ich eine zweite Bitte, meine liebe Henriette“, sagte der Domherr; „für die halbe Stunde, die wir noch hier verweilen, gehören Sie uns ganz. Sie und meine liebe Karoline, Ihr erzählt Euch von Euren Verlobten, die beide ein paar so tapfere Offiziere sind, und stoßt an auf ihre baldige glückliche und ruhmvolle

Rückkehr. Und auch die Frau Mahler wird mit Euch anstoßen und Ihr mit ihr. Und — ah, Gisbertine, wirst Du auch von unserer Partie sein oder ziehst Du die Tanzpartie dahinten vor?"

Das war eine überraschende Frage und schien eine sonderbare Alternative für Gisbertine zu enthalten. Aber sie mußte sich schnell entscheiden und sie konnte es.

„Du erlaubtest mir ja schon vorhin, Onkel Florens, Dich zu begleiten.“

„So stoßt an, Kinder! Stoßt an! Der liebe Gott wolle — Solch ein Gläserklang ist auch ein Gebet zum Himmel und manchmal ein recht inbrünstiges und sicher Gott wohlgefälliges. Und so wolle er ihn denn auch jetzt anhören und die zitternden Wünsche Eurer Herzen, die darin wie Orgelklang zu ihm emporsteigen!“

Sie stießen an, nicht jubelnd, nicht laut. Aber auch die leisen, bebenden Töne stiegen zum Himmel empor wie leise und desto innigere Gebete.

„Erzählt Euch, erzählt Euch! Ich bin gleich wieder bei Euch!“ sagte der Domherr dann plötzlich, und er sprach es mit einer Angst, die er kaum vor den mit sich voll beschäftigten Frauenherzen verbergen konnte.

Seine lebhaften Augen hatten zwei Personen gesehen, die von verschiedenen Seiten her auf die Laube zukamen.

Aus der Tiefe der Schlucht kam der lahme Schul-
lehrer Hausmann.

Von dem Tanzplatze her nahte sich auf seinen zwei
Krücken der General von Steinau.

„Die dürfen einander nicht sehen“, sagte sich der Dom-
herr. „Wenigstens heute nicht. Mein Vetter Steinau
wird sich auch die Strafe noch einmal verdienen. Die
Krücken hat er sich an dem armen Menschen da schon
verdient, vor langen Jahren. Die Strafe ist spät gekom-
men, aber sie kommt immer.“

Er ging dem General entgegen.

„Ich komme zu Ihnen, Vetter Steinau. Bleiben Sie.
Das Gehen wird Ihnen sauer.“

„Ich wollte doch sehen, was für schöne Damen mein
geistlicher Vetter bei sich hat.“

„Lauter Offiziersfrauen, Vetter Steinau, eigentlich
Frauen und Bräute.“

„Ei, ei, Vetter Nischen!“

„Und die Männer und Bräutigame sind alle in der
preussischen Armee, alle Kameraden Eurer Excellenz!“

„Aber sehe ich nicht auch die Kellnerin dort?“

„Auch die, Vetter Steinau!“

Der General hatte noch immer Miene gemacht, nach
der Laube zu gehen. Jetzt stand er. Sein Gesicht ver-
finsterte sich.

Er kehrte um.

„Hätte er da nicht schon die Strafe verdient?“ fragte sich der Domherr.

„Ich begleite Sie, Vetter Steinau“, sagte er; „ich muß Ihnen doch die militärischen Familiengeschichten erzählen.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht“, sagte kalt der General.

„Ich hoffe, es wird auch Sie interessiren, Vetter Steinau. Da ist zuerst unsere gemeinschaftliche Nichte Gisbertine. Nun, deren Schicksale kennen Sie.“

Der General brummte etwas vor sich hin.

„Dann kommt“, fuhr der Domherr fort, „eine Manns-
fellow Lohrmann. Sie hat ein Lehnschulzengut hier in der
Gegend, ist wohl situiert. Ihr Bräutigam wird Ihnen
bekannt sein, Vetter Steinau. Es ist der Oberstlieute-
nant Friedrichs; er commandirt ein Regiment —“

„Ein Landwehrregiment!“ fuhr der General auf und
schritt auf seinen Krücken so hastig voran, daß der Dom-
herr mit seinen gesunden Beinen ihm kaum folgen konnte.

„Ah, ah“, sagte der Domherr für sich, aber doch laut
genug, „kommt das jetzt schon?“

„Was käme schon?“ fragte der General.

„Um, Vetter Steinau, Sie kennen doch den „Fiesko“
vom seligen Schiller?“

„Ich habe das Stück aufführen sehen.“

„Darin kommt ein Mohr vor, der gehen kann, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hat!“

„Von Rechtswegen.“

„Aber von Klugheitswegen jagt man den Mohren nicht fort, der mitten in seiner Arbeit steckt.“

„Better Achen, wir wären auch ohne die Landwehr fertig geworden.“

„So?“

„Ja! Jetzt freilich darf man das noch kaum aussprechen. Die Landwehren, die Landwehren! Das ist ja das Wort des Tages. Die Landwehr ist der Inbegriff alles Muthes, aller Tapferkeit, alles Sieges, alles Ruhms. Sie kennen ja den Satz eines neuern Philosophen — Sie sind ein studirter Mann — [wenn der Wahnsinn epidemisch wird, so heißt er Vernunft. Aber eine spätere Zeit, schon die nächste Zeit nach uns, die Geschichte wird es an den Tag bringen, daß die Landwehr keine Erfindung ist, welche die Armee, den Staat, das Königthum ruiniren muß.“

„Die Fälschung der Geschichte, Better Steinau!“ sagte der Domherr.†

„Gefälscht wird die Geschichte nur von den Zeitgenossen, Better Achen!“

„Von Jedem, der Interesse bei der Fälschung hat, Better Steinau.“

„Und wer sollte ein Interesse bei jener Fälschung haben?“

„Was Sie die Armee, den Staat, das Königthum nennen. Wir andern Leute nennen es Junkerthum und Lieutenantsthum.“

„Um, Ihr zähen Westfalen seid nun einmal in dieser Ansicht unverbesserlich.“

„Weil wir das freie Bürgerthum lieben.“

„Das sagen Sie als Edelmann, als Mitglied jenes alten stolzen Adels der rothen Erde, der im Grunde seines Herzens unsern preußischen Adel tief verachtet?“

„Gerade darum, Vetter Steinau!“

„Streiten wir nicht weiter darüber. Ich weiß, Sie haben ja immer diese republikanischen Ideen.“

Der Domherr schwieg, aber er sah sich um nach der Gegend, aus welcher er vorher den Schullehrer hatte kommen sehen. Er sah ihn in der Nähe der Laube stehen, in der die Frauen waren.

„Er muß seine Strafe haben!“ glitt es leise über die Lippen des Domherrn.

„Vetter Steinau“, sagte er laut, „streiten wollen wir nicht; aber belehren Sie mich, was Sie denn eigentlich gegen die Landwehr haben, was sonst, als daß der freie Bürger und Bauer nicht mehr gedrickt werden kann wie der Linienjoldat?“

„Drillen?“ rief der General. „Das ist auch eins der Schlagwörter der Zeit. Aber die Wahrheit haben Sie getroffen. Ein freier Bürger und Bauersmann und der soldatische Gehorsam, sie passen nicht zusammen, das ist es gerade; das habe ich in der Commission, die über die Reform des Heeres vom Könige eingesetzt wurde, so oft geltend gemacht, aber da war der phantastische Scharnhorst — nun, er ist todt, und er ist den Tod des Helden auf dem Felde der Ehre gestorben, und im Grunde war der Landwehrgedanke nicht von ihm ausgegangen; er war nur inficirt von jenem Civilisten, dem Schwärmer, der jetzt Major oder gar Oberstlieutenant und Regimentscommandeur ist.“

„Dem Friedrichs?“ sagte der Domherr.

„Von wem anders?“

„Ah, ah, meine liebe Karoline! Better Steinau, gehen wir zu jener Laube. Gisbertine wird sich bei den Landwehrfrauen emmhiren. Befreien wir sie.“

Der General kehrte mit dem Domherrn um. Sie mußten, um zu der Laube zu gelangen, nahe an dem lahmen Schullehrer Hausmann vorbei. Wenigstens einer von den Beiden, entweder der General oder der Schulmeister, mußte den Andern erkennen.

„Hm, Better Steinau“, sagte der Domherr, „wie lange dienen Sie schon?“

„Seit vierzig Jahren. Ich trat mit dreizehn Jahren als Junker in die Armee.“

„Die gewöhnliche Offizierscarrière der damaligen Zeit. Sie ist jetzt anders.“

„Man kommt jetzt in ein Cadettenhaus.“

„Es ist seit jenen vierzig Jahren überhaupt wohl Manches anders geworden, Better Steinau.“

„Aber nicht immer besser.“

„Doch menschlicher!“

„Menschlicher? Man war auch damals menschlich.“

„Um, wenn man zum Beispiel einem armen Rekruten, einem großen hübschen Burschen, weil er nicht —“

Sie waren nahe bei der Laube, nahe bei dem ehemaligen hübschen großen Rekruten, von dem der Domherr sprach und sprechen wollte

Aber er konnte es nicht mehr. Er konnte dem alten lahmen, tapfern Krieger, der auf den zwei Krücken mühsam neben ihm herging, nicht wehe thun. Sein gutes Herz konnte wohl überhaupt nicht wehe thun, wenn es nicht nothwendig sein mußte.

„Better Steinau“, sagte er, „kehren wir doch lieber um. Gisbertine möchte wohl heute nicht mehr tanzen wollen, nach den neuesten Nachrichten, die sie dort vom Kriegsschauplatze erhält.“

„Wie, vom Kriegsschauplatze?“ rief der General.

„Freilich! Gerade vor zwei Stunden war ein Kurier, der gestern Abend aus dem Blücher'schen Hauptquartier abgegangen war, hier bei —“

„Besser Aſchen!“ rief der General. „Und das erfahre ich jetzt erst?“

„Ich wollte es Ihnen schon früher ſagen, Better Steinau. Aber wir kamen durch die Landwehr davon ab.“

„Erzählen Sie!“

Der Domherr theilte dem General mit, wie der alte Blücher den Kurier abgeſchickt hatte und was dieſer an der Sägemühle erzählt hatte, auch von dem Kellner und der Kellnerin.

Die Erzählung machte aber auf den General nicht den Eindruck, den der Domherr von ihr erwartet oder vielleicht auch nicht erwartet hatte.

„Besser Aſchen“, ſagte der General, „ich habe eine Bitte an Sie.“

„Sie wäre, Better Steinau?“

„Sprechen wir zu Niemand davon, daß die Perſon, die Kellnerin, einen preußiſchen Offizier zum Bräutigam hat.“

„Sie haben Recht“, erwiderte der Domherr. „Es ſchützt das Mädchen gegen überläſtige Neugierde.“

Dann aber ſah man dem geiſtlichen Herrn doch an,

wie es ihn innerlich wurmte, wie das Herz sich ihm krümmte. Er mußte sich wieder nach dem lahmen Schul-
lehrer umsehen. Aber —

„Nein, nein!“ sagte sich der Domherr noch einmal.
„Diese verlorene Schlacht drückte ihn ohnehin genug. Fängt er aber noch einmal an, dann —“

Der General fing noch einmal an. Die verlorene Schlacht drückte ihn gar zu sehr.

„Also der alte Blücher hat retiriren müssen! Das ist ein schwerer Jammer.“

„Ja, Better Steinau, und der alte Herr war noch mitten auf der Retirade, als der Kurier ihn verließ.“

„Es ist ein großes Unglück für die Armee, Better Mischen!“

„Gewiß! Aber warum fingen wir diesen Krieg an?“

„Was, Better?“ rief der General.

„Wozu dieser Krieg, meine ich, Better Steinau. Die Feldzüge von 1813 und 1814 mußten sein, sie haben Deutschland von dem Joche der französischen Fremdherrschaft befreit. Aber dieser gegenwärtige Heereszug nach Frankreich, was geht der die deutsche Freiheit, das deutsche Volk an? Gar nichts. Das Blut, das jetzt jenseits des Rheins vergossen wird, das strömt nur einerseits für das Interesse der Engländer, die ein Frankreich unter einem Napoleon, aber niemals unter den Bour-

bonen zu fürchten haben, und andererseits für Interessen, die gerade gegen das Volk gerichtet sind; in erster Linie gegen das französische Volk, das von einem Regiment der Bourbonen nichts mehr wissen will und nichts mehr wissen kann; in zweiter — hm, Better Steinau, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, sie trifft ja mich ebenso wohl wie Sie. Napoleon wird jetzt nie wieder daran denken, seine Herrschaft noch einmal über den Rhein tragen zu wollen; aber er und das neufranzösische Wesen sind der Feind, der Tod aller Privilegien, durch die das Volk gedrückt und niedergehalten wird, und absonderlich unserer Adelsprivilegien, die von den Bourbonen ebenso sehr geschützt werden. Soll ich es Ihnen noch deutlicher machen, wofür jetzt gekämpft wird, wofür der alte Blücher gestern geschlagen ist?“

„Er wird heute wieder gesiegt haben“, rief der General.

„Hoffentlich morgen, Better Steinau, denn heute ist Waffenruhe.“

„Sie wünschen uns also doch den Sieg?“

„Alle Wetter, Better Steinau! Der Krieg ist einmal angefangen, darum müssen wir siegen. Aber warum hat man ihn angefangen? Es war zwar kein Verbrechen, aber eine Verblendung, und freilich ist diese Verblendung von demselben Volke ausgegangen, das nun gegen sich

selbst kämpft. Ja, Better Steinau, gegen sich selbst, für den Adel, das Junkerthum, die Aristokratie."

Für das Königthum, Better Wschen", sagte der General.

„Das wird den Leuten vorgeredet, Better Steinau. Das Königthum ist für sich allein nichts; es muß von irgend etwas getragen werden. Es gab eine Zeit, wo es blos von der Idee getragen werden konnte; die Zeit ist vorüber; es war die Idee des Gottesgnadenthums; der Kaiser Napoleon, der Könige ein- und absetzte wie Dorfschulzen, hat sie zuletzt vollständig und für immer zu Grabe getragen. Da kann das Königthum sich nur noch entweder auf das Volk oder auf einzelne privilegierte Klassen oder Kasten, die nicht im Volke stehen wollen, auf die Aristokratie stützen. Die Aristokratie aber ist eben vermöge ihres Begriffs, den ich angab, der größte Feind des Volkes. Wollen Sie noch mein Ergo, Better Steinau?"

„Hm, Better Wschen", sagte der General, „Sie sprechen heute verzweifelt gelehrt. Nun kommen Sie gar mit Latein. Da hört das Disputiren für einen alten Soldaten auf. Und da kommt auch Gisbertine aus der Laube. Begleiten wir sie zu dem Rasenplaz dort."

„Zum Tanzplaz, Better Steinau? Heute?"

„Es wäre freilich besser, wenn sie heute nicht mehr tanzte“, meinte der General.

Aber gegen die Nichter diese Meinung laut werden zu lassen, wagte er nicht.

Die schöne Gisbertine kam nachdenklich aus der Laube zu den beiden alten Herren.

„Wohin, Gisbertine?“ fragte der Domherr sie.

„Zum Tanze.“

Sie sprach es ganz in jener halb fecken, halb gleichgültigen und nachlässigen Weise, die sie so sehr liebte.

„Ich wünsche Dir viel Vergnügen“, sagte der Domherr.

Er wollte zu den Frauen in der Laube zurückkehren.

„Einen Augenblick, Onkel Florens!“ hielt ihn Gisbertine zurück. Er blieb.

Von dem Tanzplatze her kam der schöne Gardelieutenant Graf Westernitz; er hatte das schöne Fräulein aus der Laube zurückkommen sehen.

„Kann ich endlich wieder das Glück haben, gnädiges Fräulein?“ bot er ihr seinen Arm an.

Sie sah ihn verwundert an, als wenn sie ihn zum ersten Male in ihrem Leben sähe.

„Wie? Ich sehe die preussische Uniform hier und nicht vor dem Feinde?“

Der Offizier warf einen Blick auf die Uniform des

Generals. Er wagte aber nicht, das auszusprechen, was er damit sagen wollte.

Der General sagte es.

„Du siehst ja auch mich hier in dieser Uniform, Gisbertine!“

„Auf zwei Krücken!“ rief das Fräulein.

Der Graf Westernitz verbeugte sich schweigend und ging.

Der General runzelte die Stirn.

„Du hast einen Offizier der Armee beschimpft!“

„Lieber Onkel“, sagte Gisbertine, „es würde Dir keine Freude machen, wenn wir noch länger hier blieben?“

„Wahrlich nicht!“

„Dürfte ich Dich dann bitten, unsern Wagen zu bestellen? Der Graf Westernitz soll morgen seine Genugthuung haben.“

Der gehorsame Onkel ging, den Wagen zu bestellen.

Gisbertine konnte sich nicht länger mehr halten.

„Komm, komm, Onkel Florens!“ rief sie. „Eilen wir!“

Sie sprach es mit so sonderbarer Stimme.

Der Domherr wollte sie darauf ansehen.

Sie stürzte vor ihm fort, hinten nach einer dichten Laube.

Er folgte ihr.

Hinter den verbergenden Zweigen und Blättern um-

schlang sie ihn, hing sie sich an seinen Hals, brach sie in ein lautes, heftiges Schluchzen aus und rief:

„Ich bin eine Unglückliche, ich bin eine Elende! Ich habe den bravsten und edelsten Mann in den Tod gejagt! Durch meine Launen, durch meinen Eigensinn, durch meine Härte! Nein, nein, nicht durch meine Härte. Ich liebe ihn ja! Ich liebe ihn mit der ganzen Gewalt meines leidenschaftlichen Herzens, in dem nur zu viele und zu wilde Leidenschaften ewig streiten und sich bekämpfen. Ich kenne mich ja und habe doch keine Gewalt über mich. Wenn der arme Gisbert todt wäre! Wenn ich ihn hartherzig in den Tod getrieben hätte!“

Sie konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Der Domherr hatte keinen Trost für sie, er schien ihn nicht haben zu wollen.

„Du hast Recht“, sagte er. „Gisbert ist ein braver und edler Mann; sein Tod wäre für uns alle ein schwerer Verlust. Er ist auch ein Mann von Muth und von Ehre, und er ging, weil er des Lebens überdrüssig war; Du hattest es ihm verleidet. Es ist daher leicht möglich, daß er in diesen schweren Tagen den Tod gefunden hat. Gottes gnädige Hand kann ihn aber auch am Leben erhalten haben, in besonderer Gnade für Dich, Gisbertine, damit Du, wenn er zu Dir zurückkehrt, gegen ihn wieder gut machen kannst, was Du gegen ihn verschuldet hast. Und das, Gis-

bertine, nimm Dir jetzt vor, und in diesem Vorsatze bete zu Gott, daß er Deinen braven Gatten Dir wieder-schenken möge. Und dabei wirf schon jetzt Deine Heftigkeit, Deinen Eigensinn, Deinen Hochmuth und alle jene unbändigen Leidenschaften, von denen Du sprachst, aus Deinem Herzen heraus, das kein schlechtes Herz ist."

Gisbertine war zerknirscht!

„Ja, ich schwöre es Dir, Onkel Florens!“ rief sie.

„Schwöre es nicht, Gisbertine. Wie oft habe ich so Deine Schwüre gehört! Wie noch öfter der arme Gisbert! Gelobe es Dir ohne Schwur, gelobe es Gott in der tiefsten Tiefe Deines Herzens.“

Sie gab ihm weinend die Hand.

Der Bediente des Generals kam zu melden, daß der Wagen angespannt sei und der General auf sie warte.

Gisbertine ging zu dem Wagen.

Der Domherr sah ihr gedankenvoll nach.

„Wird es endlich helfen?“ fragte er sich.

Er schüttelte den Kopf.

Dann kehrte er in die Laube zu den andern Frauen zurück.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.